

# ARTISET

Ausgabe 03 | 2023

Das Magazin der Dienstleister für  
Menschen mit Unterstützungsbedarf



Im Fokus

## Bedürfnisgerecht bauen

**CURAVIVA**

Mehr Geld für bessere Arbeitsbedingungen  
in der Pflege – das fordern Artiset-Vertreter

**INSTITUT**

Wofür sich Nicole Tille an der ersten  
Behindertensession der Schweiz engagiert

**YOUViTA**

Hilfsmittel für eine bessere Zahngesundheit  
von Kindern mit Behinderung

# L&R – international tätig, in der Region verwurzelt.



Der Mensch im Fokus.  
Ihr Wohl steht im Zentrum  
unseres Handelns.

People.



Wir sind der Problemlöser.  
Mit Expertise und Sorgfalt  
stehen wir Ihnen zur Seite.

Care.



Unser Kompetenzfeld.  
Gesundheit definiert  
unsere Vision und Werte.

Health.

Lohmann & Rauscher (L&R) ist ein international führendes Unternehmen für Medizin- und Hygieneprodukte höchster Qualität. In der Schweiz finden Sie uns am Standort St. Gallen.

Als Lösungsanbieter für komplexe Anforderungen in der Pflege und Versorgung von Patient:innen entwickeln, produzieren und vertreiben wir unter anderem Produkte, Konzepte und Services für die Wundversorgung, Binden und Verbände, OP-Set-Systeme für Klinik und Praxis sowie Produkte für die Unterdrucktherapie (CNP).

Zu unserem  
Webshop:



# Editorial

**«Auch in der Gestaltung grösserer Häuser lassen sich Maximen wie Selbstbestimmung und Teilhabe umsetzen.»**

Elisabeth Seifert, Chefredaktorin



## Liebe Leserin, lieber Leser

Sich mit architektonischen Ideen zu beschäftigen, Baupläne zu studieren, die Umsetzung eines Bauvorhabens zu begleiten und dann die Realisierung erleben zu dürfen: Das ist ein Privileg, besonders wenn es um Bauten geht, die den öffentlichen Raum prägen. Dazu gehören Bauvorhaben, die Menschen mit Unterstützungsbedarf, Betagten, Menschen mit Behinderung sowie Kindern und Jugendlichen ein Zuhause geben.

Für Trägerschaften und Institutionsleitungen als Bauherren solcher Projekte bringt dieses Privileg grosse Verantwortung mit sich. Neubauten, Umbauten oder Sanierungen erfordern hohe finanzielle und personelle Ressourcen. Wenn sich die Investitionen lohnen sollen, müssen sie den spezifischen Bedürfnissen der begleiteten Menschen entsprechen.

In der Begleitung und Betreuung erleben wir derzeit über alle Unterstützungsbereiche hinweg einen grundlegenden Wandel: weg von der fremdbestimmten Fürsorge und hin zur Förderung eines selbstbestimmten, möglichst autonomen Lebens und der Teilhabe an der Gesellschaft. Gefragt sind vielfältige, durchlässige und im Sozialraum verankerte Angebote. Zukunftsfähige Bauprojekte müssen diesen Wandel berücksichtigen.

Es gibt derzeit zahlreiche spannende Projekte, von denen wir in unserem Fokus einige porträtieren, um Sie zu inspirieren: In der Begleitung älterer Menschen noch wenig verbreitet ist die Wohngemeinschaft, wo individuelle Bedürfnisse besonders gut berücksichtigt werden können. Im inklusiven Quartier Westfeld Basel sowie auf einem Hügel oberhalb von Yverdon sammeln zwei Leistungserbringer erste Erfahrungen damit (Seiten 6 und 9). Etablierter sind Wohngemeinschaften respektive Wohngruppen im Sozial-

bereich: Am Beispiel einer Aussenwohngruppe des Schulheims Elgg wird deutlich, welchen grossen Einfluss die Innenarchitektur auf das Wohl der Jugendlichen hat (Seite 12).

Auch in der Gestaltung grösserer Häuser, wo zunehmend vor allem Menschen mit einer hohen Betreuungs- oder Pflegeintensität leben, lassen sich Maximen wie Autonomie und Teilhabe umsetzen. Eindrücklich ist ein derzeit entstehender Neubau des Wohnheims Sonnengarte in St. Urban für Menschen mit mehrfachen Behinderungen. Ihre Wünsche und Anliegen fliessen in die Planungen mit ein (Seite 25). Individuelle Freiheit trotz schwerer Behinderung ermöglicht auch der Park der Stiftung Pigna in Kloten (Seite 22). Das Beispiel der vor wenigen Jahren eröffneten Seniorenresidenz Les Hirondelles in Clarens macht deutlich, wie sich mit gestalterischen Elementen trotz komplexer Pflegebedürfnisse eine wohnliche Atmosphäre und Bewegungsfreiräume schaffen lassen (Seite 15). Architekt Bruno Marchand erläutert im Gespräch zentrale Aspekte einer guten Pflegeheim-Architektur (Seite 19).

Um im Sozialraum verankerte Unterstützung leisten zu können, ist – neben den Leistungserbringern selbst – die Gesellschaft als Ganzes gefragt. Beispiel dafür sind inklusiv gestaltete und organisierte Überbauungen wie das eingangs erwähnte Westfeld Basel oder das Quartier der Wohnbaugenossenschaft (WBG) Huebergass in Bern (Seite 28). ■

**Titelbild:** Im Park der Stiftung Pigna in Kloten können sich Menschen mit mehrfachen Behinderungen ungehindert und frei bewegen.

Foto: Pigna/Anita Affentranger

# Die drehbare BANO Toilette passt sich den Bedürfnissen der Nutzer an

## 20 Jahre Erfahrung und Entwicklung von pflegerechten Badezimmern aus Norwegen

Älteren Menschen die Würde erhalten und Pflegefachpersonen entlasten - dies ist seit 20 Jahren die Vision der norwegischen Firma BANO: ein Badezimmer, das die Belastungen der Pflegefachpersonen verringert und die Lebensqualität der Nutzer verbessert.

Da die pflegerische Arbeit in Pflegeeinrichtungen und Spitälern äußerst belastend ist, konzentrieren sich die Entwicklungen von BANO auf die Entlastung der Pflegefachpersonen und die funktionalen Bedürfnisse der Bewohner, indem die verbleibenden Kräfte älterer, bewegungseingeschränkter Menschen aktiviert und Ressourcen freigesetzt werden, die den Alltag für die Pflegefachpersonen erleichtern und den Bewohnern ein Stück Selbstständigkeit bewahren.

Die Produktentwicklung für jedes einzelne Element in diesem Badezimmerkonzept basiert auf praxisorientierten Studien und dem aktiven Austausch mit Nutzern und Pflegefachpersonen.

### Die drehbare BANO Toilette

Die einzelnen Elemente im Badezimmerkonzept sind ideal aufeinander abgestimmt, was eine optimale Flächennutzung ermöglicht. Das Kernelement dabei ist die drehbare Toilette, welche ganz neue Möglichkeiten eröffnet, pflegerechte Badezimmer ganzheitlich zu gestalten. Die Toilette lässt sich leicht mit Hilfe eines im Stützhandgriff integrierten Auslösemechanismus um 290 Grad drehen und hat eine elektrische Sitzhöhenverstellung von 200 mm. So muss sich der Nutzer nicht länger an die Toilette anpassen - das Badezimmer passt sich den Bewegungsabläufen des älteren Menschen an.

### Das BANO Hygienewaschbecken

Das Hygienewaschbecken mit integriertem Stützhandgriff kann dank seiner asymmetrischen Formgebung und elektrischen Höhenverstellung von 200 mm direkt neben der drehbaren Toilette platziert werden. Dies reduziert die Bewegungsabläufe und bietet dem Nutzer Unterstützung beim Aufrichten oder Positionswechsel. Zudem kann seitlich ein Schrank angebracht werden, ohne dass dieser die Pflegefachperson behindert.

### Die BANO Haltegriffe

Abgerundet wird das Konzept durch einen Schrank, einem Duschsitz sowie farblich abgesetzte Halte- und Stützgriffe, die einen sicheren Gang durch das gesamte Bad ermöglichen und die Sturzgefahr verringern.



*Die asymmetrische Formgebung des BANO Waschbeckens und die Nähe zur drehbaren Toilette ermöglichen eine flexible und pflegerechte Nutzung, wie beispielsweise das Händewaschen von der Toilette aus im Anschluss an den Toilettengang.*

### Entlastung der Pflegefachpersonen

Das BANO-Badezimmer bietet dem Nutzer einfachere Bewegungsabläufe, eine erhöhte Selbstständigkeit, einen würdevolleren Alltag und eine erhöhte Sicherheit. Die Pflegefachpersonen profitieren ebenfalls von diesen Eigenschaften, denn die Anzahl schwerer Hebevorgänge wird verringert und rüchenschonendere Arbeitspositionen können eingenommen werden, wodurch Krankheitsfehltagen vorgebeugt werden kann. Dies belegt auch die kürzlich vom deutschen Zentralverband Sanitär Heizung Klima veröffentlichte Pflegebadstudie, bei der die drehbare Toilette von 192 deutschen Pflegefachpersonen als eine der TOP 3 Innovationen auf dem Markt mit arbeitserleichterndem Effekt bewertet wurde.

### BANO Showroom in Bern

Der vor kurzem durch Bano eröffnete Showroom in Bern bietet die Möglichkeit, die Toilette und das Badezimmerkonzept auszuprobieren und sich über die verschiedenen Möglichkeiten beraten zu lassen.



### BANO Switzerland GmbH

[kontakt@banogroup.ch](mailto:kontakt@banogroup.ch)

+41 79 698 74 31

Industriestrasse 25  
CH-3178 Böisingen

# Inhalt



**Gemeinschaftswohnen**  
Einblicke in die Senioren-  
Clusterwohnung im Westfeld Basel



**Impressum:** Redaktion: Elisabeth Seifert (esf), Chefredaktorin; Urs Tremp (ut); Claudia Weiss (cw); Anne-Marie Nicole (amn); France Santi (fsa); Jenny Nerlich (jne) • Korrektorat: Beat Zaugg • Herausgeber: ARTISET • 2. Jahrgang • Adresse: ARTISET, Zieglerstrasse 53, 3007 Bern • Telefon: 031 385 33 33, E-Mail: info@artiset.ch, artiset.ch/Magazin • Geschäfts-/Stelleninserate: Zürichsee Werbe AG, Fachmedien, Laubisrütistrasse 44, 8712 Stäfa, Telefon: 044 928 56 53, E-Mail: markus.haas@fachmedien.ch • Vorstufe und Druck: AST&FISCHER AG, Seftigenstrasse 310, 3084 Wabern, Telefon: 031 963 11 11 • Abonnemente: ARTISET, Telefon: 031 385 33 33, E-Mail: info@artiset.ch • Jahresabonnement Fr. 125.– • Erscheinungsweise: 8 x deutsch (je 4600 Ex.), 4 x französisch (je 1400 Ex.) pro Jahr • WEMF/KS-Beglaubigung 2022 (nur deutsch): 3205 Ex. (davon verkauft 2989 Ex.), Nachdruck, auch auszugsweise, nur nach Absprache mit der Redaktion und mit vollständiger Quellenangabe.



DIE NATÜRLICHEN FARBEN  
ZERTIFIZIERT MIT  
CRADLE TO CRADLE



## Im Fokus

- 6 Privates und gemeinschaftliches Wohnen im Westfeld Basel
- 9 Die Alzheimer-WG von Yverdon
- 12 Jugend-Wohngruppe Hagenbuch: Die Bedeutung sorgfältiger Planung
- 15 Seniorenresidenz in Clarens: Mehrere Aufgaben architektonisch vereinen
- 19 Architekt Bruno Marchand über die bauliche Herausforderung Pflegeheim
- 22 Freiheitsoase Pigna-Park in Kloten
- 25 Sonnegarte St. Urban: Wenn die Bewohnerinnen und Bewohner mitplanen
- 28 Diverse Gemeinschaft Huebergass Bern

## kurz & knapp

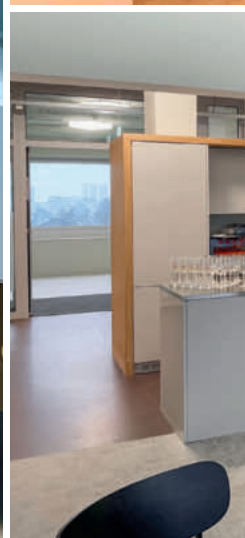
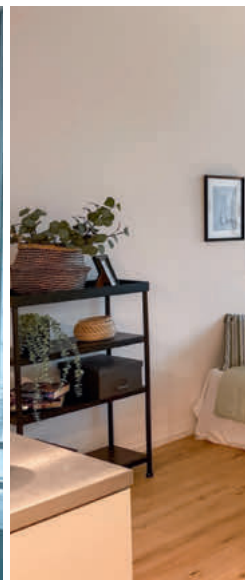
- 32 Modell für die kommunale Alterspolitik

## Aktuell

- 34 Nicole Tille engagiert sich für Inklusion
- 37 Artiset-Vertreter fordern substanzielle Umsetzung der Pflegeinitiative
- 42 Zahnprophylaxe für Kinder mit Handicap
- 45 Partnerschaftliche Gesundheitsversorgung
- 49 Eine frühe Pflegeabhängigkeit verhindern
- 51 Bedeutung der Aktivierung im Pflegeheim

## Politische Feder

- 54 Therese Zbinden, Präsidentin des Verbandes Socialbern



# Mitten im Miteinander

Die kleine, private Wohnung in der grossen, gemeinschaftlichen: Das ist das innovative Wohnkonzept des Gemeinschaftswohnens «Wohnen mit Service» im Westfeld Basel. Hier leben ältere Menschen miteinander und mit erschwinglichem Rundum-Service.

Von Jenny Nerlich



Das Gemeinschaftswohnen im Westfeld Basel verbindet gemeinschaftliche Begegnungsräume wie das Wohnzimmer und die grosse Küche (links, unten rechts) mit privatem Wohnraum (oben rechts).

Fotos: jne

links und rechts die Gemeinschaftsräume, die Bibliothek, die grosse Küche und die einzelnen Studios ab. Die wiederum sind mit ein bis zwei Zimmern zwar klein gehalten, verfügen aber je über ein barrierefreies Bad, eine Teeküche mit Kühlschrank und über geräumigen Stauraum entlang der grossen Fensterfront. So verbindet das grosse Gemeinschaftswohnen privaten Wohnraum mit gemeinschaftlichen Begegnungsräumen.

Diese Begegnungsorte bietet nicht nur die Gemeinschaftswohnung, sondern das gesamte Areal des Westfelds. Hier entsteht ein inklusives Quartier für vielfältige Menschen in ebenso vielfältigen Lebensphasen. Ob Familien, Singles, Menschen mit Behinderung, Junge oder Alte, das Westfeld will allen ein Zuhause bieten. Geschäfte, Cafés und Restaurants sind schnell und hindernisfrei zu erreichen und laden die Bewohner des Westfelds zum Verweilen und zum Austausch ein.

Doch das BSB bietet den Bewohnern des Gemeinschaftswohnens noch mehr. «Wohnen mit Service» heisst das Angebot, und der Name ist Programm. Ab 2800 Franken Monatsmiete erhalten die Bewohner ein Rundum-Service-Paket. Das beinhaltet unter anderem Mahlzeiten, die Reinigung des Studios, eine Notrufbereitschaft und eine Betreuungsperson tagsüber vor Ort. Letztere ist die helfende Hand im Hintergrund. Sie lässt den Bewohnern ihren Freiraum, steht aber, wenn gewünscht, mit Rat und Tat zur Seite. Ebenfalls in der Monatsmiete enthalten sind Veranstaltungen und Aktivitäten. So muss sich niemand in der grossen Wohngemeinschaft einsam oder ausgeschlossen fühlen.

Das Ziel des BSB ist die nachhaltige Integration von älteren Menschen in die Gemeinschaft, wenn gewünscht auch bis an ihr Lebensende. Dies ist dank einer eigenen BSB-Spitex möglich. So können auch Menschen mit einem hohen Pflegegrad gut versorgt werden.

Die ersten Bewohner sind bereits in der Clusterwohnung eingezogen. Noch sind freie Studios verfügbar. Wer sich für das Abenteuer Gemeinschaftswohnen im Alter interessiert, kann auf der Website des BSB ([www.bsb.ch](http://www.bsb.ch)) Besichtigungstermine vereinbaren. ■

Tritt man aus seiner Wohnung, gelangt man direkt in die Gemeinschaft: eine Gemeinschaft, in der ältere Menschen ab 75 Jahren leben. Das ist das Wohnkonzept des grossen Gemeinschaftswohnens «Wohnen mit Service» im ehemaligen Felix-Platter-Spital im Westfeld Basel. Es wird vom BSB (Bürgerspital Basel) betrieben und ist für Menschen konzipiert, die zwar autonom und selbstbestimmt leben wollen, aber auch die Gemeinschaft und den Austausch suchen und schätzen.

Möglich ist dies dank der alten Spitalarchitektur, die beim Umbau erhalten geblieben ist. Von einem langen Gang zweigen

Werfen Sie einen Blick in die bezugsfertige, grosse Gemeinschaftswohnung:



Schauen Sie den Filmbeitrag über den Bau der Wohnung im Januar 2022 an:



# Einfach intern kommunizieren: Mit der Schweizer App für Mitarbeitende

**Die Mitarbeitenden-App der Firma Involve aus Sursee begeistert bereits viele Alters- und Pflegeheime in der Schweiz. Dank einer unmittelbaren und transparenten Kommunikation und durch das aktive Involvieren der Mitarbeitenden erzielen die Organisationen mit der App echte Mehrwerte in der Motivation und Bindung der Mitarbeitenden.**

Wissen und Verstehen was läuft und bei ausgewählten Themen auch selbst etwas beitragen dürfen: Eine aktive und involvierende Kommunikation ist der Schlüssel für eine hohe Identifikation der Mitarbeitenden mit ihrem Arbeitgeber. Das Unternehmen profitiert von einem hohen Engagement der Mitarbeitenden und einer tieferen Fluktuation. Es resultieren relevante Kosteneinsparungen sowie eine vorteilhafte Position im anspruchsvollen Arbeitsmarkt der Gesundheitsbranche.

Die Schweizer Mitarbeitenden-App von Involve ist in Alters- und Pflegezentren der zentrale Ort für die interne Kommunikation. Die App beinhaltet Funktionen wie News-Kanäle, Chats, Umfragen, Formulare, Dokumentablage, ein Kontaktverzeichnis und eine Übersetzungsfunktion. Ausserdem ist für die Teilnahme an der internen Kommunikation weder eine Mail-Adresse noch eine Handy-Nummer notwendig. Die Mitarbeitenden-App be-

steht insbesondere durch ihre hohe Benutzerfreundlichkeit.

## App überzeugt Alterszentrum Eiche

Seit 2021 gehört auch das Alterszentrum Eiche aus Dagmersellen zu den glücklichen Kunden. Christoph Schmid konnte nach der Einführung einen positiven Effekt in seinem Betrieb feststellen: «Unsere Mitarbeitenden waren von Anfang an von der App begeistert. Die interne Kommunikation hat sich seither massgeblich verbessert und das Wir-Gefühl im Betrieb wurde nachhaltig gestärkt.»

Die Mitarbeitenden des Alterszentrums Eiche haben nun jederzeit Zugriff auf die Informationen rund um ihren Arbeitgeber und können beispielsweise auch Einsatzpläne schnell und ortsunabhängig aufrufen. Das Heim nutzt die Mitarbeitenden-App mit den Funktionen News, Chat, Umfragen, Dokumentablage und Formulare.

## Einfache und unkomplizierte Einführung

Christoph Schmid führt weiter aus: «Die Involve ist ein Schweizer Unternehmen, was uns bei der Suche nach einem passenden Partner wichtig war. Die Zusammenarbeit läuft sehr unkompliziert. Ich kann jederzeit anrufen und mir wird bei Fragen direkt weitergeholfen.»

Die Implementierung der Mitarbeitenden-App von Involve ist schnell realisiert. Die Involve legt dabei viel Wert auf eine wertschätzende und enge Zusammenarbeit: Die Unternehmen werden vom ersten Kontakt bis zur erfolgreichen Implementierung von einer Ansprechperson begleitet und unterstützt.

**Christoph Schmid, Zentrumsleiter Alterszentrum Eiche, über die App für Mitarbeitende von Involve:**



«Da unsere Mitarbeitenden zu verschiedenen Tageszeiten und auch am Wochenende arbeiten, waren wir auf der Suche nach einer geeigneten Kommunikationslösung. Mit Involve können wir unsere Mitarbeitenden zeitgleich und adressatengerecht erreichen. Die Schweizer App ist sehr einfach und übersichtlich in der Handhabung.»



**Zum Video-Statement von Christoph Schmid:**

Scannen Sie den QR-Code oder besuchen Sie [involve.ch/heime](https://involve.ch/heime)



**100 % Schweizer Software auf Schweizer Servern**

**INVOLVE**   
Die Schweizer App für Mitarbeitende

Involve AG | Bahnhofstr. 6c | 6210 Sursee  
041 492 91 00 | [www.involve.ch](https://www.involve.ch)



Die Mitarbeitenden-App von Involve funktioniert auf Smartphones, Tablets und PC gleichermaßen. Sie besticht insbesondere durch hohe Benutzerfreundlichkeit.



Lernen Sie jetzt unverbindlich die Involve Mitarbeitenden-App kennen: [involve.ch/app-testen](https://involve.ch/app-testen)



# Wie zu Hause

Alzheimer-Wohngemeinschaften sind in der Schweiz noch selten. Obwohl diese Wohnform bislang eine Nische darstellt, bietet sie doch eine sehr gute Alternative zu anderen Angeboten, die speziell auf Menschen mit demenziellen Erkrankungen ausgerichtet sind. Das zeigt der Blick in eine Wohngemeinschaft oberhalb von Yverdon VD.

Von Anne-Marie Nicole

Die Wohngemeinschaft Rubis befindet sich in der grünen Umgebung des Bellevue, einem Hügel oberhalb von Yverdon mit einer atemberaubenden Sicht auf den Neuenburgersee. Sie ist in einer ebenerdigen Wohnung untergebracht, in der Gebäudeverlängerung der Seniorenresidenz Agate mit architektonisch atypischen Rundungen. In der Residenz leben rund vierzig Mieterinnen und Mieter in altersgerechten Wohnungen mit Begleitung, sogenannten Lada (logements adaptés avec accompagnement) gemäss der neuen Waadt-länder Terminologie.

Die Wohngemeinschaft Rubis gehört zusammen mit dem Alters- und Pflegeheim Mont-Riant, dem Tageszentrum Les Sources und der Spitex-Organisation zu einem Geriatriezentrum, das die Fondation Saphir auf dem Bellevue-Hügel entwickelt hat. Dort befindet sich auch ihre Verwaltung. Auch die hindernisfrei und sicher gebaute halbmondförmige Wohnung der Wohngemeinschaft Rubis ist überall gerundet. Im Zentrum befindet sich eine gegen den Wohnbereich hin offene

Küche mit Zugang zu Terrasse und Garten. Auf beiden Seiten des Wohnzimmers führen zwei breite Korridore zu je drei Einzelzimmern und einem Badezimmer. Die hölzernen Regale im Gemeinschaftsbereich sorgen durch ihren Kontrast zu den grauen Fliesen für eine behagliche Atmosphäre. Die farbigen Sessel im Salon verleihen dem Ganzen eine fröhliche Note. Sechs Personen wohnen hier zusammen und teilen sich die Alltagsaktivitäten mit dem Begleitpersonal. Bis zu ihrem Einzug in die Wohngemeinschaft lebten sie alle allein zu Hause. Sie sind an Alzheimer oder einer anderen Art von Demenz erkrankt. Das Krankheitsstadium erlaubt ihnen jedoch nach wie vor die Interaktion mit den anderen Bewohnerinnen und Bewohnern sowie das selbstständige Verrichten bestimmter Handlungen im Alltag.

## So nahe wie möglich am früheren Leben

Die Wohngemeinschaft Rubis öffnete ihre Türen im Jahr 2016, zwei Jahre nach Topaze, der ersten Wohngemein-

schaft für Menschen mit einer demenziellen Erkrankung in Orbe. Beide Einrichtungen werden von der Fondation Saphir geführt und entstanden aus einem Pilotprojekt in Zusammenarbeit mit Alzheimer Schweiz und dem Kanton Waadt. Valérie Hugentobler, Professorin an der Haute école de travail social et de la santé Lausanne, unterstrich im Age Report IV: «Den Wohngemeinschaften geht es darum, die Menschen zu ermutigen, ihre Fähigkeiten und Ressourcen möglichst lange zu nutzen, um ein Leben führen zu können, das ihrem früheren Leben so nahe wie möglich kommt; die soziale Isolierung soll dank eines dem Familienleben ähnlichen Rhythmus abgebaut werden.»

In der Wohngemeinschaft Bellevue verläuft die Tagesplanung wie zu Hause: spontan. So kommt es vor, dass geplante Aktivitäten wegen des Wetters oder der Tagesform verschoben oder abgesagt werden. Mit Ausnahme von ein paar Orientierungszeiten für die Tagesstruktur gibt es keinen fixen Zeitplan. Die erste Alltagsbegleiterin →

kommt morgens um 7 Uhr und löst die Nachtwache ab. Diese wird in der Regel durch eine Studierende oder einen Studierenden aus dem Pflege- oder Gesundheitsbereich übernommen. Die Alltagsbegleiterin bereitet zusammen mit den bereits aufgestandenen Bewohnerinnen und Bewohnern das Frühstück vor. Um 9 Uhr stösst eine Kollegin für die Tagesschicht dazu. «Zu zweit ist es einfacher: So kann man je nach Lust der Bewohnerinnen und Bewohner separate Aktivitäten unternehmen», erklärt Marie Fournier, Leiterin der beiden Wohngemeinschaften Rubis und Topaze.

### «Musterbeispiel einer flexiblen Organisation»

Die beiden Assistenzpersonen verbringen den Tag zusammen mit den Bewohnerinnen und Bewohnern und teilen sich die Aufgaben, ohne die Arbeit vorher zu planen. «Wir sind ein Musterbeispiel für eine flexible Organisation», bestätigt Marie Fournier. «Wir wissen morgens nie, wie der Tag ablaufen wird.» Es gibt auch keine externen Dienstleister. Einzige Ausnahme bildet an den Wochenenden der Mahlzeitendienst des benachbarten Pflegeheims. Die Alltagsbegleiterinnen kümmern sich um die Haushaltsaufgaben und lassen sich dabei von den Bewohnerinnen und Bewohnern helfen, ohne sie dazu zu zwingen. Niemand ist zu irgendetwas verpflichtet. Das positive Menschenbild des Teams sowie die Grundgedanken von Wahlfreiheit und Erhalt der Autonomie basieren auf der Montessori-Methode. Anstelle von therapeutischen Zielen findet man hier Spiele zum Trainieren des emotionalen Gedächtnisses, zum Stimulieren der kognitiven Fähigkeiten und für den Erhalt der Mobilität. Es kommt auch keine Spitex vorbei. Als erfahrene diplomierte Pflegefachfrau kümmert sich Marie Fournier selbst um die allenfalls erforderliche Pflege. Zum Team gehören zudem eine zweite Pflegefachfrau sowie eine Fachangestellte Gesundheit, welche die erforderliche Pflege ebenfalls gewährleisten können. Gegen 18 Uhr verlässt die erste Assistentin die



Im Wohnzimmer der Wohngemeinschaft: Zwei der sechs Bewohnenden widmen sich, zusammen mit einer Assistenzperson, dem Kartenspielen.  
Foto: amn

Wohngemeinschaft, und sobald um 21 Uhr die Nachtwache eintrifft, auch die zweite.

### Ein in der Schweiz bisher noch seltenes Modell

Alzheimer-Wohngemeinschaften sind in der Schweiz noch selten. Nach Einschätzung von Luis Villa nehmen sie aber unter den Wohnformen für ältere Menschen einen wichtigen Platz ein. Sie entsprechen ihrem Bedürfnis und ihren Erwartungen. Der Geschäftsführer der Fondation Saphir gesteht jedoch ein, dass es sich um ein «Nischenmodell» handelt.

Wohngemeinschaften wie Topaze in Orbe und Rubis in Yverdon scheinen aus verschiedenen Gründen ein ideales Modell für das Wohnen im Alter zu

sein. Bei fortschreitender Krankheit und auch kostenmässig stösst es jedoch an seine Grenzen. «Wenn die kognitiven Einschränkungen oder das Verhalten einer Person den Gruppenzusammenhalt gefährden, müssen wir für sie eine andere, geeignetere Einrichtung finden», erklärt Marie Fournier. Und gleichzeitig gilt es, einen Nachfolger oder eine Nachfolgerin für die Wohngemeinschaft zu finden – jemanden, der nicht mehr allein leben kann, aber noch selbstständig genug ist für die Gemeinschaft.

Eine weitere wichtige Einschränkung sind die Kosten. Laut dem Geschäftsführer der Fondation Saphir, Luis Villa, ist monatlich mit 1000 bis 1500 Franken mehr zu rechnen als im Pflegeheim. Grund dafür sind zum Teil

die kantonalen Anforderungen an die Ausbildung des Personals. Für die Alltagsbegleiterinnen reicht eine Ausbildung als Pflegehelferin nicht mehr aus. Sie müssen über ein Eidgenössisches Fähigkeitszeugnis oder einen Fachhochschulabschluss verfügen. Deshalb zieht Luis Villa in Betracht, die Zahl der Bewohnerinnen und Bewohner künftig von sechs auf zehn zu erhöhen. Nur so seien die Kosten tragbar. Aufgeben kommt für ihn auf jeden Fall nicht infrage: «Wir glauben an die Wohngemeinschaften. Wenn wir es schaffen, Synergien mit anderen Einrichtungen zu entwickeln, gibt es für das Modell eine Zukunft.»

Mit sechs Alters- und Pflegeheimen, zwei Pflegeeinrichtungen mit psychia-

trischem Auftrag für Erwachsene, sechs Tageszentren, einer Spitex-Organisation und zahlreichen betreuten Wohnungen verfügt die Fondation Saphir über viele Kooperationsmöglichkeiten. Hinzu kommen die zahlreichen Projekte im Waadtländer Jura, die sich noch in Entwicklung, im Aufbau oder im Wiederaufbau befinden.

Die Bewohnerinnen und Bewohner der Wohngemeinschaft Rubis haben keine derartige Sorgen. Während Albert und Françoise sich an diesem Nachmittag in ihren Zimmern ausruhen, hat Hélène ihr Geduldsspiel am Computer beendet und begibt sich in den Gemeinschaftsraum, wo ein unvollendetes Puzzle auf sie wartet. Am Tisch hinter ihr sitzen wie gewöhnlich

Sylviane und Anne-Lise und spielen Karten. Sie lieben es und bekommen nie genug davon. «Es geht uns hier sehr gut. Um nichts in der Welt ginge ich von hier weg», erklärt Anne-Lise. Sie lebt seit der Eröffnung im Jahr 2016 in der Wohngemeinschaft. Albert ist erst vor einigen Monaten eingezogen und inzwischen auch aufgestanden: «Alle sind freundlich, man kümmert sich gut um uns», sagt er. ■

Weitere Infos: Age Report IV. Wohnen in den späten Lebensjahren. Grundlagen und regionale Unterschiede. François Höpflinger, Valérie Hugentobler, Dario Spini (Hrsg.), 2019.

Anzeige



## Betriebsleiter:in 80 – 100 % «gepflegt wohnen wie zuhause»

**Die Alters- und Pflegewohnungen in Udligenswil bieten den Bewohnenden ein Zuhause in einer familienähnlichen Gemeinschaft. Empathisch, respektvoll und wertschätzend.**

Die Wohnen am Bächli AG betreibt zwei modern konzipierte Pflegewohnungen für 16 Personen wie auch 17 Alterswohnungen in Udligenswil LU. Die Überbauung ist mitten im Dorf und gehört der Gemeinde selber. In den im Jahr 2017 eröffneten Pflegewohnungen werden die Bewohnenden rund um die Uhr in einem familiären Umfeld betreut. Bewohnende der Alterswohnungen können bei Bedarf Dienstleistungen beziehen. Weiter wird ein Mittagstisch für Senioren angeboten, in diesem Gemeinschaftsraum finden auch Veranstaltungen von Vereinen und Organisationen statt. Zusammen mit externen Stellen und durch die professionelle Arbeit der Wohnen am Bächli AG wird ein Kompetenzzentrum für das Alter geschaffen. Nun sind wir beauftragt, eine sozialkompetente und kooperative Persönlichkeit für die Vakanz

**Betriebsleiter:in**

anzusprechen. Zu Ihrem Team gehören rund 30 motivierte Mitarbeitende verteilt auf 16 Vollzeitstellen. Zusammen mit Ihrer Stellvertreterin, der Leiterin Pflege, führen Sie den operativen Betrieb. Die organisatorische, administrative und betriebswirtschaftliche Leitung liegt bei Ihnen. Sie sorgen für eine partnerschaftliche Zusammenarbeit mit den Angehörigen

der Bewohnenden, den Behörden und der Öffentlichkeit. In der Strategiearbeit schaffen Sie eng mit dem Verwaltungsrat zusammen und werden insbesondere in den Finanzthemen von der Gemeindeverwaltung unterstützt.

Für diese abwechslungsreiche und sinnstiftende Funktion haben Sie eine Heimleitungsausbildung abgeschlossen oder eine analoge Qualifikation in Führung und Organisation. Wichtig ist Ihr Interesse am Wohl von älteren Menschen, an modernen Wohnformen sowie an der sozial- gesundheitspolitischen Entwicklung. Sie bringen Führungserfahrung mit und haben Freude sich in den Themen Organisationsentwicklung und Qualitätsmanagement zu vertiefen. In der Kommunikation sind Sie versiert und kundenorientiert. Sie haben gute Buchhaltungskennntnisse, denken vernetzt und handeln unternehmerisch. Wir freuen uns auf Ihre aussagekräftigen Bewerbungsunterlagen als PDF-Datei zur vertraulichen Einsicht.

Kontakt: Eric Kuhn / René Barmettler

**JÖRG LIENERT AG LUZERN**  
Hirschmattstrasse 15  
6003 Luzern  
Telefon 041 227 80 30  
luzern@joerg-lienert.ch  
www.joerg-lienert.ch

www.wab-udligenswil.ch



**WOHNEN  
AM BÄCHLI**

**JÖRG LIENERT**  
SELEKTION VON FACH-  
UND FÜHRUNGSKRÄFTEN

Luzern, Aarau, Basel,  
Bern, Zug, Zürich



# Durchdacht vom Keller bis zum Dach



Die Eichtreppe verbindet die Stockwerke vom Keller bis zum Dachgeschoss. Sie ist so breit, dass die Jugendlichen der Aussengruppe Hagenbuch nicht schon kurz nach dem Betreten des Hauses übereinanderstolpern und aneinandergeraten.

Die wenigsten Jugendlichen wohnen freiwillig in einer Institution, das ist Gesamtleiter Werner Kuster klar. Die Aussenwohngruppe Hagenbuch des Schulheims Elgg ZH ist aber von Form über Material bis Farben bis ins letzte Detail so geplant, dass sich die Jugendlichen wohlfühlen und ihren Raum finden können.

Von Claudia Weiss

**A**m Anfang stand ein Modellhaus, eine Idee, wie ein Wohnhaus für Jugendliche im Idealfall aussehen könnte. Architekt Ruedi Zehnder strahlt, als er den gezeichneten Modellentwurf erklärt. Kurz darauf steht er vor der Aussenwohngruppe Hagenbuch des Schulheims Elgg, zeigt auf das Haus neben dem riesigen alten Nussbaum und sagt: «Mit diesem Neubau kamen wir so nah an das Idealmodell, wie man überhaupt kommen kann aufgrund der Gegebenheiten des Grundstücks oder der Bauvorschriften.» Den Nussbaum hat er bewusst als Kraftbaum in die Planung integriert, um ihn herum bildet das Gebäude einen Winkel mit zwei Innenhöfen zum Grillieren, Verweilen und Tischtennispielen.

Zehnder zeigt auf den freundlichen, mit Zelluloseflocken und Schafwolle isolierten Holzbau mit dem Satteldach, das von der Gemeinde vorgeschrieben wurde: Sämtliche Baumaterialien sind baubiologisch ausgeklügelt so gewählt, dass sie kein «Barackenfeeling», sondern ein freundliches, ausgeglichenes Klima erzeugen. Das sei wichtig, erklärt Werner Kuster, Gesamtleiter Schulheim Elgg: «Viele Jugendliche sind sehr sensitiv, etliche leiden unter Allergien.» Die grüne Fassadenfarbe, das «Schulheim-Elgg-Grün», wurde auch passend zur angrenzenden Landwirtschaft ausgewählt, und die Holzsprossen sollten der Fassade bewusst etwas Spielerisches verleihen und zeigen, dass hier junge Menschen wohnen. Tatsächlich zeigt sich mit jedem Schritt: An diesem Haus ist alles minutiös durchdacht. Architekt Zehnder und Gesamtschulleiter Kuster haben sich von der Dachspitze bis zu den Kellerräumen überlegt, mit welchen Farben, Formen und Materialien sie Leichtigkeit hineinbringen und den bis zu zehn Jugendlichen ein angenehmes, stressarmes Zusammenleben ermöglichen.

Geholfen bei der Planung, erzählt Werner Kuster, habe nicht zuletzt das ehemalige Wohngruppenhaus: Es war in einem Bauernhaus aus dem 18. Jahrhundert untergebracht und sorgte mit engen Treppen, tiefen Decken, zu kleinen Doppelzimmern und zu wenigen Nasszellen für viel Stress. In den 15 Jahren als Gesamtschulleiter hat Kuster deutlich gesehen, was bei den Jugendlichen gar nicht geht: Doppelzimmer beispielsweise seien sowieso unzeitgemäss, erst recht für Jugendliche, die ja nicht einmal Geschwister seien. «Einzelzimmer und genügend Nasszellen wirken ausserdem präventiv gegen Übergriffe.»

### **Die breite Eichentreppe erdet**

Architekt Zehnder nickt. «Das schlechte Beispiel hat uns weitergeführt», sagt er. Sehr schnell sei beispielsweise klar gewesen, dass eine zu enge Treppe schon beim Hereinkommen für Stress sorgt, weil dort der Stärkere bestimmt, wer durchgehen darf. In Hagenbuch bildet daher eine breite, solide Eichentreppe das Herzstück des Hauses, sie geht wie ein Baumstamm vom Keller bis in den zweiten Stock durch das ganze Haus. «Eiche erdet», erklärt Architekt Zehnder. Ein Zeichnerlehrling entwarf das hübsche, blattartige Muster in der Holzseitenwand, das Licht durchlässt. Rennen mehrere Jugendliche auf der Treppe rauf und runter, sagt Sozialpädagoge Georg Häusler, erzeuge das zwar einen ziemlichen Lärm. «Insgesamt merke ich aber durch die grosszügige Raumaufteilung eine deutliche Entspannung unter den Jugendlichen.»

Gleich hinter dem Eingang befindet sich eine grosse Garderobe mit genügend Platz, etwas weiter die geräumige Küche und der Essraum, alle mit grossen, bis zum Boden reichenden Fenstern. Die hellen Eschentische lassen sich →

## «Mit dem neuen pädagogischen Ansatz und dem Einzug in den Neubau sind die Jugendlichen viel entspannter geworden.»

Werner Kuster

für Pizaabende zu einem grossen Tisch zusammenschieben oder für kleinere Essgruppen im Raum verteilen. «Auch diese Flexibilität sorgt für viel Entspannung», findet Sozialpädagoge Georg Häusler.

### Farben zum Wohlfühlen

Im ganzen Haus sind die Farben mit Hilfe einer Farbberaterin gezielt gewählt worden: Der Boden, aus einem pflegeleichten, angenehm warmen Holzzementgemisch, ist in hellem Grau gehalten, «einer Aufräumfarbe, die Bodenhaftung gibt», das Weiss der Wände so abgetönt, dass es angenehm beruhigend wirkt. Das pastellige Orange, Gelb, Blau und Grün der Stühle im Besprechungszimmer unterstützt die Kommunikation, die minzgrünen Sofas im ebenerdigen Wohnzimmer und im Aufenthaltsraum unter dem Dach erzeugen einen beruhigenden Effekt. Sie wurden absichtlich so ausgewählt, dass man auf den niedrigen Lehnen gut sitzen kann: «Dort sitzen die Jugendlichen meiner Erfahrung nach am allerliebsten», sagt Gesamtleiter Kuster mit einem Schmunzeln. Die Badezimmer, immer eines für zwei Jugendliche, sind in erfrischendem Türkisblau gekachelt: «Eine körperfreundliche Farbe», hatte die Farbberaterin dem Bauteam ans Herz gelegt. Das sei wichtig, fand auch Werner Kuster: «Viele der Jugendlichen sind in der Pubertät und haben Mühe mit den Veränderungen ihres Körpers. Sie schätzen die angenehme Farbe.»

Zu bestimmten Entscheidungen bewogen handfeste praktische Überlegungen: Der seit 30 Jahren tätige Haustechniker hatte die Nase voll davon, immer wieder Schranktüren zu reparieren, die aus Wut oder Frustration zugeknallt und dabei beschädigt worden waren. Er entwickelte stattdessen die Idee für helle Holzschränke ohne Türen und montierte über der offenen Front eine Vorhangschiene. Dort können auf die psychische Verfassung angepasste farbige Vorhänge eingezogen werden: Wer mit zu vielen Aggressionen kämpft, erhält beruhigende blaue oder grüne Stoffbahnen, wer eher depressiv ist, wird mit orangen oder roten Vorhängen aufgemuntert. Wer möchte, kann den Schrank auch als Raumteiler verwenden, zu diesem Zweck ist auf der Rückseite eine

Steckwand für Fotos oder Plakate angebracht – das sei von Jugendlichen immer wieder als Bedürfnis signalisiert worden. Die anderen Möbel kommen teils aus der Brockenstube und dürfen selbst bemalt werden, das gibt den Jugendlichen Gestaltungsmöglichkeiten. Jedes Zimmer hat mindestens ein grosses Fenster, und alle haben eine freundliche Aussicht ins Grüne, sogar die beiden obersten Zimmer mit Dachschräge, Billardtisch und Bastecke

So wohl sich die Jugendlichen in ihren Zimmern fühlen sollen: Die Idee ist nicht, dass sie sich einigeln und den ganzen Tag dort verbringen. «Sie sollen auch zu gemeinsamen Aktivitäten angeregt werden», erklärt Werner Kuster. Auf jedem Stockwerk wurden deshalb verschiedene Nischen eingeplant: Sie laden zu diversen Beschäftigungen ein, eine Nische ist als Lesecke ausgestattet, eine andere als Mal- und Bastecke, eine weitere mit einem Billardtisch bestückt. Auch der Gruppenraum unter der Dachschräge lockt immer wieder Jugendliche, die private Gespräche führen oder etwas abseits von den anderen ein Spiel spielen möchten. All diese Überlegungen hätten gut funktioniert, freut sich Kuster. «Seit der neue pädagogische Ansatz gemäss Methodik der Kompetenzorientierung eingeführt und vor fünfeneinhalb Jahren der Neubau bezogen wurde, sind die Jugendlichen deutlich entspannter geworden.» Sozialpädagoge Häusler, der seit 20 Jahren im Schulheim Elgg arbeitet und schon die alte Wohngruppe gekannt hatte, bestätigt: «Das rundum gute Klima wirkt sich auf alle sehr angenehm aus.»

### Energiesparend und teils selbstgestaltet

Der ausgeklügelte Neubau, dessen Planung und Bewilligung dreieinhalb Jahre dauerte, ist auch energietechnisch auf dem neusten Stand: ein Minergiehaus mit Solarpanels, Erdsondenheizung und Wärmepumpe. Die Belüftung liefert jahrein, jahraus angenehm vorgewärmte oder abgekühlte Frischluft. Damit die Lampen in den öffentlichen Räumen nicht unnötig Energie verpuffen, sind sie mit Bewegungsmeldern ausgestattet. Im Keller, am Ende des Gangs mit den elegant verpackten Heiz- und Belüftungsrohren, befindet sich ein zusätzlicher Gruppenraum. Dieser wurde zusammen mit einer Gruppe von Jugendlichen selbst ausgestaltet: Der Entscheid fiel zugunsten eines Tanzraums mit grossen Wandspiegeln, der gemeinsam und unter Anleitung ausgebaut wurde und heute auch als Partyraum verwendet werden kann.

Billig ist es nicht, hochwertige Materialien und moderne Minergiestandards zu verbauen: 3,2 Millionen Franken kostete der Neubau. Fast die Hälfte habe er sehr schnell mit einer Spendensammlung hereinbekommen, sagt Gesamtleiter Kuster, je einen Beitrag sprachen Bund und Kanton, und ein Teil stammt aus Eigenleistungen des «Vereins Schulheim Elgg». In diesem Haus, sagt Kuster, soll nicht gelten «das tut's doch schon für diese Jugendlichen». Vielmehr sollen es Kinder und Jugendliche, die nicht in ihrer Familie leben können, besonders gut haben: «Ein liebevolles, helles, freundliches Zuhause, damit sie trotz ihres Rucksacks gute Chancen für die Zukunft erhalten.» ■

# Vielfältige Dienstleistungen – eine Architektur

Die Seniorenresidenz Les Hirondelles in Clarens VD verfügt über eine klassische Pflegeabteilung, begleitet zudem älter werdende Menschen mit psychischen Problem aller Art sowie Betagte mit demenziellen Erkrankungen und ermöglicht einen Kurzaufenthalt oder eine Tagesbetreuung: Diese vielfältigen Aufgaben stellten die Planer der 2019 eröffneten Institution vor eine Herausforderung.

Von Anne-Marie Nicole

Les Hirondelles – Die Schwalben. Was für ein passender Name. Die Seniorenresidenz befindet sich in Clarens, ganz in der Nähe des Genfersees und von Montreux. Entstanden ist sie aus der ehemaligen Fabrik Béard, einem industriellen Aushängeschild der Region, das vom Beginn des 20. Jahrhunderts bis zu seiner Schliessung 2007 Silberwaren und andere Artikel aus rostfreiem Stahl für die Hotellerie herstellte.

Im Jahr 2013 wurde die Fondation Claire Magnin gebeten, das Gebäude zu übernehmen und zu einem Dienstleistungszentrum für Menschen im Alter umzunutzen. Unter dem Vordach des Gebäudes ist jedoch seit je die grösste Schwalbenkolonie der Region zu Hause. Also passte die Bauherrin in Absprache mit den Tierschützerinnen und -schützern den Zeitplan für den Umbau der ehemaligen Fabrik so an, dass er die Brutzeit der Schwalben zwischen März und September berücksichtigte. Zudem verpflichtete sie sich dazu, rund 100 Nester anzubringen. Seit der Eröffnung der Residenz im

Jahr 2019 herrscht zwischen den Schwalben und den älteren Menschen ein harmonisches Miteinander.

## **Sich änderende Bedürfnisse berücksichtigen**

Der Umbau und die Umnutzung des Gebäudes waren jedoch nicht ganz einfach. «Eine Fabrik und eine Pflegeinstitution sind in ihrer Funktionsweise gänzlich verschieden», betont Stéphane Cottet, Architekt des Projekts, Leiter des Büros Dias-Cottet Architectes und seit 2020 auch Mitglied des Stiftungsrats der Fondation Claire Magnin. Obwohl es seiner Meinung nach einfacher und kostengünstiger ist, ein bestehendes Gebäude abzureissen und neu zu bauen, meisterte er die Herausforderung durch die Verbindung von Geschichte und Modernität mit «Respekt und Demut». Er erklärt: «Wir hatten nicht völlig freie Hand. Wir mussten die Geschichte und die industrielle Architektur der Fabrik berücksichtigen, ohne die Struktur zu verändern.»

Durch die Sanierung des Industriebauwerkes erreichte die Fondation Claire Magnin das Ziel, mehrere verschiedene Dienstleistungen unter einem Dach zu vereinen und damit den sich verändernden Bedürfnissen der begleiteten Personen – insgesamt über 100 Menschen im Alter – gerecht zu werden. Das ursprünglich dreistöckige Gebäude in U-Form blieb bestehen und wurde um zwei zusätzliche, modern anmutende Geschosse aufgestockt. Diese schliessen das U und schaffen einen offenen Innenhof. Als Anspielung auf die ehemalige Funktion des Gebäudes sind die Fassaden des Anbaus mit Leichtmetallplatten verkleidet. Die Umnutzung erforderte eine intensive Zusammenarbeit mit den Ingenieurinnen und Ingenieuren. So waren Abklärungen zu verschiedenen Bausystemen vorzunehmen, um das bestehende, statisch nicht sehr tragfähige Skelett nicht zu schwächen.

Der Haupteingang der Seniorenresidenz Les Hirondelles führt in einen grossen, lichtdurchfluteten Raum →

SMARTLIBERTY

— MORE TIME FOR CARE —

## MEHR ZEIT FÜR DIE PFLEGE DANK DER SMARTLIBERTY-LÖSUNG

SmartLiberty vereint in einem einfachen und modularen System Funktionen wie den mobilen Bewohnerruf, Weglaufschutz, Assistenzruf, die einheitliche Kommunikation und vieles mehr.



Sie möchten unsere Lösung live im Einsatz sehen? Besuchen Sie uns an einem After-Work Event in Ihrer Region.



## lukashaus ▶ 1846-2023

Wagen wir es – öffnen wir die Heime – Pflegen und Begleiten wir im Dorf.  
Wagen wir das persönliche Budget – wagen wir nach mehr als 177 Jahren Objektfinanzierung endlich Assistenz – Subjekt finanziert!

**Das Lukashaus hat 26 eigenständige Wohnungen in Grabs und Gams – 24 Stunden – 365 Tage – egal welche Pflegestufe.**



Lukashaus Stiftung | 9472 Grabs  
Tel. 081 750 31 81 | info@lukashaus.ch  
[www.175jahre.lukashaus.ch](http://www.175jahre.lukashaus.ch)

aha-werbtagesturch



mit einem begrünten Lichthof in der Mitte. Im vorderen Teil befinden sich der Empfang und die Cafeteria, hinten zwei Speisesäle für die Bewohnerinnen und Bewohner sowie ein Restaurant, das auch den Angehörigen offensteht. Der einem Dorfplatz ähnelnde Bereich ist von mehreren Räumlichkeiten umgeben, wo eigentlich Boutiquen, Arztpraxen und andere Dienstleistende hätten Platz finden sollen. Doch die Corona-Pandemie bremste den kreativen Elan. Von der Anfangsidee geblieben sind eine Arztpraxis und ein Coiffeursaloon. In den anderen Räumen befinden sich derzeit die Pflegedienstleitung, das Büro der Hotellerieverantwortlichen sowie die Animation. Das ursprüngliche Projekt ist allerdings nicht aufgehoben, sondern lediglich verschoben.

### Materialien und Farben sollen Wohnlichkeit vermitteln

Wie in anderen sozialmedizinischen Einrichtungen war die Auswahl der Materialien zur Unterscheidung zwischen privaten, halbprivaten und öffentlichen Bereichen ein wichtiges Anliegen. «Ich habe mir viele Heime angeschaut, um die Materialwahl zu verstehen und architektonische Lösungen zu finden, die Wohnlichkeit vermitteln», erzählt Stéphane Cottet. Da man in diesem Gebäude leicht die Orientierung verliert, kommen verschiedene Farben zum Einsatz: Das Blau auf der Nordseite erinnert an den Winter, das Gelb auf der Südseite an den Sommer, das Grün auf der Ostseite an den Frühling und das Violett auf der Westseite steht für den Herbst. Die Stoffe in den verschiedenen Wohnräumen der oberen Geschosse entsprechen bewusst der Farbe des jeweiligen Bereichs. Manchmal steht jedoch plötzlich ein grüner Sessel neben einem violetten Sofa oder ein gelber Stuhl erhellt das Blau des Winters. Konzepte sind eben lebendig und wandelbar.

Die Pflege- und Betreuungsabteilungen sind auf die oberen Geschosse verteilt und nach Aufgaben unterteilt. So belegt die Geriatrie mit 24 Betten die ehemaligen Werkstätten im ersten

Stock und verfügt über einen Innenhof. Die auf der alten Struktur und gemäss der Geometrie der ursprünglichen Säulen errichteten Zimmer sind hier grösser als in den kantonalen Richtlinien für Neubauten vorgeschrieben. «Wir dachten, die Bewohnerinnen und Bewohner auf der Geriatrie würden am meisten von diesen grosszügigeren privaten Bereichen profitieren», erklärt Monique Cachin, stellvertretende Direktorin der Fondation Claire Magnin und Leiterin des sozialpädagogischen Bereichs.

Im zweiten Stock befindet sich die Psychiatrie für älter werdende Menschen mit 22 Plätzen. Sie richtet sich an Personen mit unterschiedlichen psychiatrischen Krankheitsbildern und bietet strukturbildende und individuelle Aktivitäten. Die psychogeriatrische Abteilung für Menschen mit demenziellen

Erkrankungen im dritten Stock beherbergt 35 Personen und verfügt über einen durchgehenden Bewegungsraum. Im zurückgesetzten obersten Stock mit Terrasse finden rund zehn Betagte Platz, die für einen Kurzaufenthalt oder eine Tagesbetreuung in die Residenz kommen. Hier ruhen die Alltagsaktivitäten auf der Montessori-Methode und folgen dem Normalitätsprinzip.

«Wir pflegen die gleiche Betreuungsphilosophie wie in allen anderen Einrichtungen der Stiftung: Leben geben und Sinn stiften», so Anne Parelle, Generaldirektorin der Fondation Claire Magnin. «Diese Philosophie wird je nach Dienstleistung einfach etwas anders umgesetzt.» Alle Mitarbeitenden leisten einen Beitrag zur Lebensqualität der Menschen im Alter. «Auf allen Abteilungen respektiert das Betreuungskonzept die Entscheidungen und →



Der begrünte Lichthof im Eingangsbereich der Seniorenresidenz sorgt für viel Licht und vermittelt Behaglichkeit. Foto: amm

## Im Fokus

Wünsche der Bewohnenden den ganzen Tag über», ergänzt Monique Cachin. So können die betreuten Personen zum Beispiel frei entscheiden, ob sie die Mahlzeiten in ihrem Zimmer, im Speisesaal des jeweiligen Geschosses oder im Erdgeschoss zu sich nehmen möchten. «Das Gebäude bietet diese Flexibilität, auch wenn es die Arbeit der Pflgeteams erschwert», erklärt die stellvertretende Direktorin. «Pfleger legen längere Wege zurück, um die verschiedenen Orte gemäss den individuellen Wünschen zu erreichen.»

### Das vielfältige Angebot ist auch für Fachkräfte attraktiv

Trotz ihrer Vereinigung unter einem Dach sind die verschiedenen Leistungen nicht völlig durchlässig. Dies wäre aufgrund der Besonderheiten und spezifischen Bedürfnisse der Bewohnenden laut Anne Parelle auch nicht realistisch. «Zudem verfolgen die Kurz- und die Langzeitpflege nicht die gleichen Ansätze und erfordern auch nicht die gleichen Netzwerkpartnerinnen und -partner.» Die nach Geschossen gegliederten Aufgaben werden von je einem spezia-

lisierten Team wahrgenommen, das insbesondere in den Bereichen Psychogeriatric und Psychiatrie über spezifische Kompetenzen verfügt. «Das Ziel des Dienstleistungszentrums besteht in erster Linie darin, Menschen im Alter auf ihrem gesamten Lebensweg ohne Unterbruch und ihren individuellen Bedürfnissen entsprechend zu betreuen.»

Ein weiterer Vorteil dieses Konzepts liegt in seiner Attraktivität für die Fach-

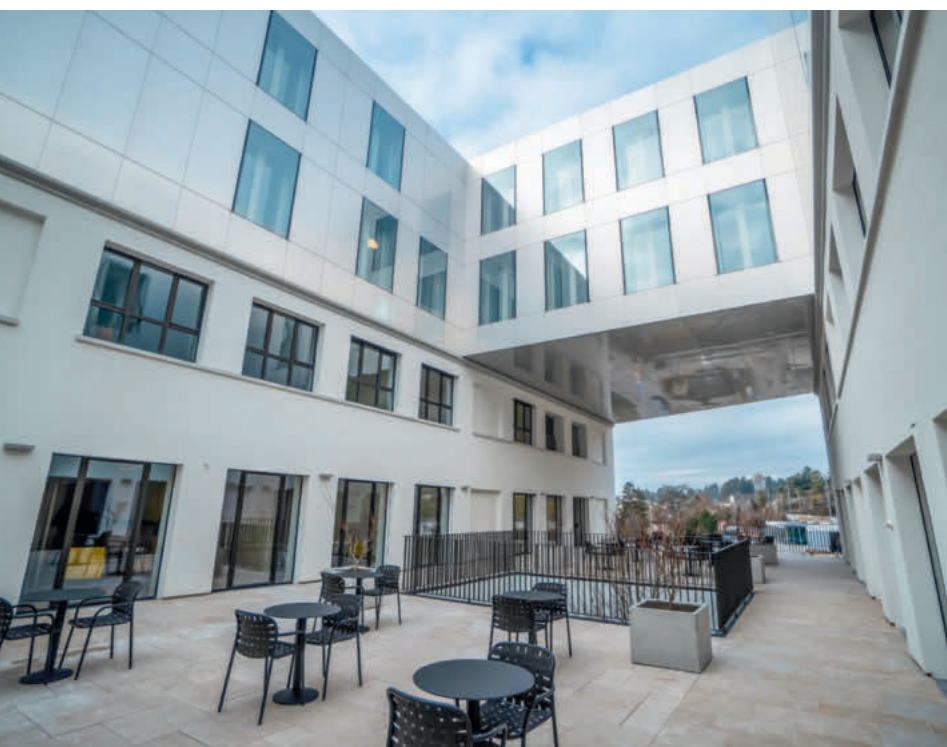
kräfte. «Das vielfältige Angebot und die Möglichkeit eines Bereichswechsels fördern die langfristige berufliche Weiterentwicklung», sagt Anne Parelle. «Wir haben auch gemeinsame Weiterbildungen – zum Beispiel in der Alterspsychiatrie – oder themenübergreifende Supervisionen eingeführt.»

Seit der Eröffnung der Seniorenresidenz vor vier Jahren haben sich die Fachteams kennengelernt, sie respektieren einander, verstehen die Tätigkeiten der anderen und unterstützen sich gegenseitig. Vielleicht mehr als anderswo müssen die Fachkräfte hier besonders offen, neugierig, flexibel und polyvalent sein – auch über ihre berufsspezifischen Kompetenzen hinaus.

Diese ersten Jahre erlaubten den Mitarbeitenden und Bewohnenden, sich mit den Räumlichkeiten vertraut zu machen, sich anzupassen, die Organisation anzugleichen und einen Rhythmus zu finden «Jetzt, wo die Pandemie unter Kontrolle ist, können wir die Gemeinschaftsräume wieder vermehrt nutzen und Kontakte pflegen», freut sich Anne Parelle. ■

**«Wir pflegen in der Seniorenresidenz die gleiche Betreuungsphilosophie wie in allen anderen Einrichtungen der Stiftung: Lebensqualität ermöglichen und Sinn stiften.»**

Anne Parelle, Generaldirektorin der Fondation Claire Magnin



Der offene Innenhof ist durch die Aufstockung des originalen Gebäudes um zwei Stockwerke entstanden.

Foto: Fondation Claire Magnin

# «Es kommt auf die Feinheiten an»

Die Interessen in Alters- und Pflegeheimen sind oft gegensätzlich: Soziale und pflegerische Themen, Privat- und Gemeinschaftsbereich, Lebens- und Arbeitsraum müssen in Einklang gebracht werden. Zudem streben die Institutionen nach Ausbau und Diversifizierung. «Bei all diesen Entwicklungen müssen wir einem humanistischen Ansatz treu bleiben», betont Architekt Bruno Marchand.

Interview: Anne-Marie Nicole

## **Herr Marchand: Was macht aus Ihrer Sicht ein gutes Zuhause aus?**

Es gibt keine klare Antwort auf diese Frage, da die Idee vom «Zuhause» verschiedene Vorstellungen weckt, die nicht spezifisch an das Haus gebunden sind. «Nach Hause kommen» kann sich auf ein Land, ein Quartier, eine Kultur, eine Identität, die Wurzeln beziehen. In der Architektur verbindet man das Zuhause mit zwei Begriffen: Behaglichkeit und Zugehörigkeit. Räume, in denen Sie sich wohlfühlen und mit denen Sie sich im Alltagsleben identifizieren können, machen ein richtiges Zuhause aus. Je nach Projekt wissen die Architektinnen und Archi-

tekten nicht, für wen es bestimmt ist. Wenn ich ein Mehrfamilienhaus baue, weiss ich nicht, wer dort wohnen wird. Ich übertrage also tendenziell meine eigenen Werte auf die Wohnung, in der Hoffnung, dass die zukünftigen Bewohnerinnen und Bewohner diese teilen.

## **Und wie sieht es bei einer institutionellen Wohnform aus?**

Das ist anspruchsvoller. Hier leben Menschen an einem Ort zusammen, den sie sich nicht ausgesucht haben. Auch wenn die Gemeinschaftsräume wichtig sind, ist doch das Zimmer der Hauptlebensraum, vor allem in Anbetracht der steigenden Pflegebedürfnisse.

Die Menschen ziehen mit ihren Möbeln und Gegenständen ein. Dadurch wird das Zimmer zu einem Ort der Erinnerung. Ich habe viele Zimmer in Alterszentren besucht und denke, dass sie auch das Lebensende widerspiegeln. Manche Menschen bringen nur das absolute Minimum mit, andere viele Erinnerungsstücke.

## **Wie kann die Architektur zur Lebensqualität der Bewohnenden beitragen?**

Alterspflegeheime sind ganz besondere Bauwerke mit einer starken humanistischen Dimension. Die Menschen, die dort leben, verbinden ihre Gefühle →

mit ihrem Lebensraum. Er muss behaglich, sicher und zugänglich sein und ihnen sowohl in psychischer wie auch in materieller Hinsicht Komfort bieten. Menschen reagieren sensitiv auf Farben, das Ambiente und auch Veränderungen des Lichts. In der Regel achten Architektinnen und Architekten auf diese Dinge. Ich habe deshalb noch selten ein schlecht konzipiertes Pflegeheim gesehen. Manche sind interessanter als andere, sicher, aber es wird stets darauf geachtet, dass man sich heimisch fühlt und nicht wie im Spital. Es kommt auf die Feinheiten an.

### **Können Sie das genauer erklären?**

Die Feinheiten bewirken, dass in einem pflegerischen Umfeld eine heimische Atmosphäre entsteht. Einige sind wichtiger als andere. Dazu gehört zum Beispiel der Vorraum als symbolische Schwelle zwischen dem Gemeinschafts- und dem Privatbereich, in unserem Fall zwischen dem Flur und dem Zimmer. Auch die Türdicke ist von Bedeutung. Wie in einer Wohnung sollte man sich dahinter sicher fühlen. Aussenbereiche wie Balkone und Loggien laden dazu ein, das Zimmer zu verlassen. In den Fluren und Gemeinschaftsbereichen können die Wandleisten höher angebracht werden und so als diskreteren Handlauf dienen als die Geländer entlang der Wände, die zu sehr Symbol einer eingeschränkten Mobilität sind. Und im Zimmer können auf einem kleinen Brett vor dem Fenster Blumen oder kleine Sachen hingestellt werden. Leider besteht die Gefahr, dass man aus wirtschaftlichen Gründen auf diese Feinheiten verzichtet.

### **Und diese Feinheiten können aus einem Pflegeheim ein Zuhause machen?**

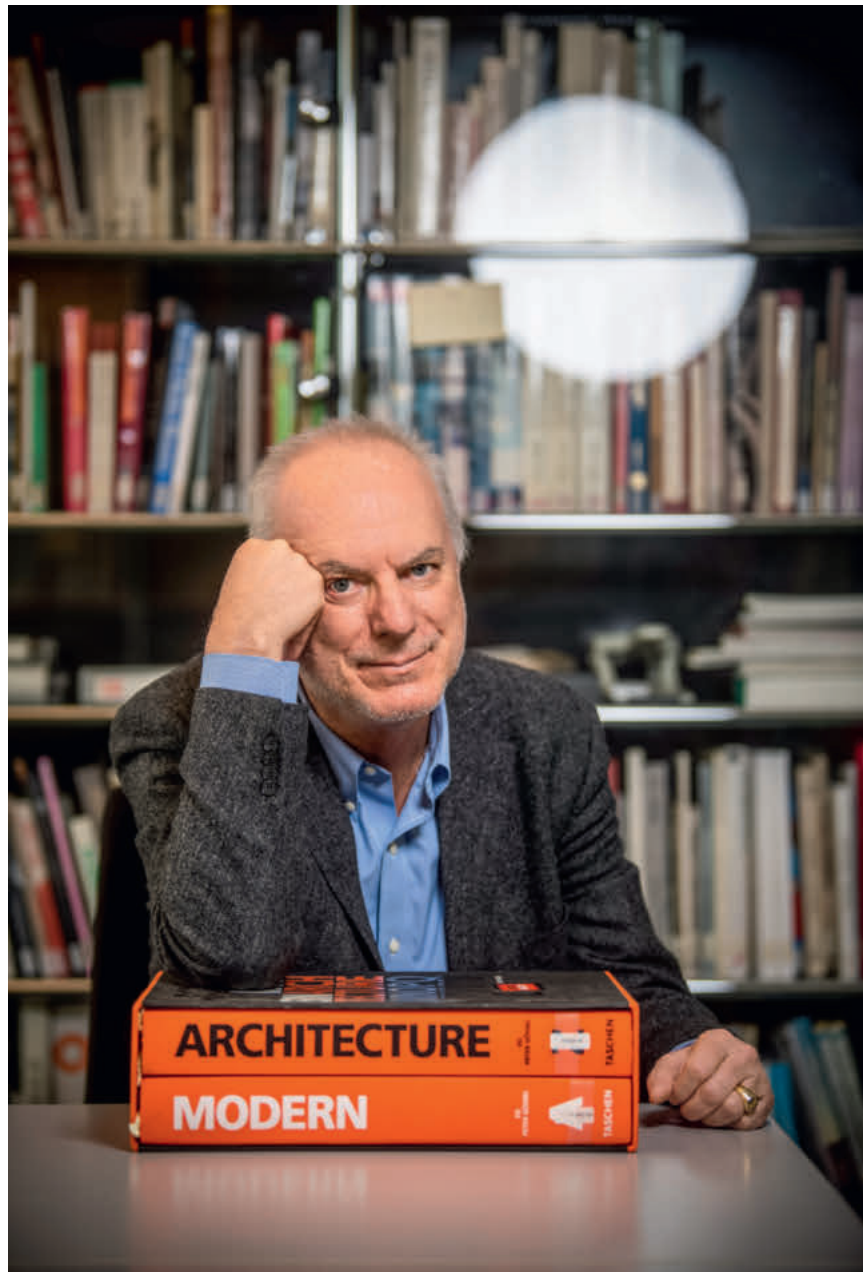
Sagen wir es so: Sie erleichtern den Übergang vom Daheim zur Institution und sollen die Atmosphäre einer Privatwohnung wiedergeben. Im Idealfall kann man sich ein Pflegeheim wie ein grosses Landhaus vorstellen mit einem gemeinsamen Lebensraum im Erdgeschoss und den Zimmern im ersten Stock. Heute lässt die Grösse der Ein-

richtungen dies jedoch nicht mehr zu. Die steigende Lebenserwartung und die zunehmende Zahl an Menschen im Alter mit Unterstützungsbedarf lassen die Institutionen wachsen. Bei 80 Zimmern ist der architektonische Ansatz zum Beispiel ganz anders. Weniger als drei bis vier Stockwerke sind fast nicht möglich. Die höheren Dimensionen verändern auch das Erscheinungsbild der Räume. Für die oberen Etagen

muss man den Lift nehmen, wie in einem Wohnblock. Diese Veränderung ist nicht zu unterschätzen.

### **Die Architekturpläne für Pflegeheime sehen sich mit verschiedenen Ansprüchen konfrontiert: Wie kann man all diesen gerecht werden?**

Generell bewegt sich die Architektur in Richtung einer «Dysfunktionalität» der



Bruno Marchand: «Die Feinheiten bewirken, dass in einem pflegerischen Umfeld eine heimische Atmosphäre entsteht.» Foto: Florian Cela/24Heures

Räume. Die Notwendigkeit zur Reduktion der Wohnflächen bringt die Schaffung von Mehrzweckräumen mit sich. Ein gutes Beispiel dafür in einer Wohnung ist das Wohnzimmer, in das auch das Esszimmer und die Küche integriert sind. Aber in einer Institution ist dies nicht möglich. Deshalb muss man mit den Materialien spielen: Holz, Glas, Fliesen oder Stein. Die Materialien begrenzen und definieren die Räume, sie vermitteln Emotionen und strukturieren die Atmosphäre, sie widerspiegeln die häusliche Dimension und verringern den Eindruck von Spital. Ein Alters- oder Pflegeheim ist wie eine kleine Stadt mit Menschen, die dort leben, und Menschen, die dort arbeiten. Um allen die besten Lebens- und Arbeitsbedingungen zu garantieren, ist die Wahl der Materialien von grosser Bedeutung.

### **Es ist ja auch ein Jonglieren zwischen menschlichen und wirtschaftlichen Aspekten.**

Für unsere Angehörigen wollen wir immer nur das Beste, umso mehr, wenn sie vulnerabel sind. Im Vergleich zu anderen Ländern sind die Heime in der Schweiz sehr gut gebaut und ihre Infrastruktur von hoher Qualität. Die steigende Zahl an Menschen im Alter wird in Zukunft viele Schwierigkeiten bereiten. Altersheime müssen humanistische Werte verkörpern und gleichzeitig wie eine Maschine funktionieren. Die Frage ist, wie man zwischen den beiden Polen ein Gleichgewicht findet.

### **Wie wirken sich die zahlreichen regulatorischen und gesetzlichen Anforderungen auf die Kreativität und Vielfalt beim Bau von Pflegeeinrichtungen aus?**

Die Diskussion über die Auflagen, welche die Kreativität der Architektinnen und Architekten einschränken, geht zurück auf die moderne Architektur, als Persönlichkeiten wie Le Corbusier sich dank ihrer engen Kontakte zu gewissen Behörden über die regulatorischen Rahmenbedingungen hinwegsetzen konnten. Es folgte eine Generation von Architekten, die der

## **«Es braucht neue architektonische Ansätze, um Einrichtungen mit verschiedenen Aufträgen unter einem Dach zu vereinen.»**

Bruno Marchand

Überzeugung waren, dass man sich von den regulatorischen Zwängen lösen muss, um etwas Gutes schaffen zu können. Heute akzeptieren die neuen Generationen diese Reglementierungen als gegeben und betrachten sie nicht mehr als Innovationsbremse. Mit der Erfahrung und Praxis ändern sich diese Regeln. Was sich aber vor allem geändert hat, ist ihre Komplexität und Anzahl.

### **Immer mehr Bauherren entscheiden sich heute für Hybridformen zwischen ambulant und stationär, zwischen Geriatrie und Psychogeriatric: Wie bringt man dieses Nebeneinander in Einklang?**

Hier zeichnet sich effektiv ein grosser Wandel ab. Es scheint mir, dass die Institutionen beginnen, sich für eine Vielfalt an vernetzten Angeboten und Leistungen zu öffnen, während sich das Konzept des Pflegeheims mehr und mehr auf das Lebensende von Menschen im Alter konzentriert. Dies erfordert neue architektonische Ansätze, um Einrichtungen mit unterschiedlichen Aufträgen unter einem Dach zu vereinen. Ich bin gespannt, wie wir dieser Entwicklung künftig begegnen werden. Auf jeden Fall müssen wir einen humanistischen Ansatz beibehalten.

### **Gibt es das ideale Pflegeheim?**

Es gibt Tausende oder gar keines. Jedes Projekt ist anders. Einrichtungen in kleinen Gemeinden, wo sich alle kennen,

sind interessant, weil sie zum lebendigen Dorfzentrum werden, was im urbanen Raum nicht der Fall ist. Viele Leute haben das perfekte Pflegeheim gar nie kennengelernt, weil sie ganz einfach nicht in einer solchen Einrichtung leben wollten. Aus Sicht des Architekten ist das Haus nach wie vor eine Art Ideal, das zudem so etwas wie einen «Dorfplatz» integriert, um Begegnungen zu fördern.

### **In welcher Art von Institution könnten Sie sich vorstellen, Ihren Lebensabend zu verbringen?**

Das hängt von meinem geistigen und physischen Zustand ab. Vorausgesetzt, ich habe noch ein Mindestmass an Geistesgegenwart, wären für mich das Licht im Zimmer und ein wenig Natur rundherum am wichtigsten. Mit dem Alter kehrt man tendenziell zurück zur Natur, denke ich. Für mich als Architekt ist das ein Drama, denn ich bin ein Mann des Künstlichen, nicht der Natur. ■

\* Bruno Marchand ist Architekt, Städtebauer und Honorarprofessor an der Fakultät für Architektur, Bau- und Umweltingenieurwissenschaften der École polytechnique fédérale de Lausanne. Seine Forschungsarbeiten zur Theorie und Geschichte der Architektur weckten auch sein Interesse für die Architekturströmungen im Bereich von Alters- und Pflegeheimen.

Im Fokus

# Sicher und frei im Park



Der Pigna-Park in Kloten bietet helle Gewächshäuser aus Glas und vor allem viel Freiheit für Bewohnerinnen und Bewohner. Mario reisst am liebsten ganze Pflanzen aus, die er auf seinen Spaziergängen mittragen und schwingen kann.

Foto: Pigna/Anita Affentranger

Im Pigna-Park in Kloten ZH geniessen die Bewohnerinnen und Bewohner die Freiheit: Sie dürfen Pflanzen ausreissen, in Pfützen hüpfen und sich völlig selbstständig und ohne Anleitung bewegen. Dabei entdecken sie Selbstwirksamkeit und Autonomie.

Von Claudia Weiss

Hell scheint die Vorfrühlingssonne auf die Wohngebäude der Pigna in Kloten ZH. Nach dem Mittagessen dauert es nicht lange, bis aus den Eingängen mehrere Personen herauskommen. In kleinen Gruppen spazieren sie durch den Park und geniessen die milde Luft. Eine junge Frau atmet mit geschlossenen Augen tief durch, eine andere rollt im Rollstuhl über den geschwungenen Weg und breitet juchzend beide Arme aus. Das ist das Besondere am «Wohnen am Park»: Je eine Parterre-Wohngruppe des bestehenden Wohnhauses und eine des Neubaus sind zum Park hin geöffnet, der Park ist also jederzeit frei zugänglich, aber gegen aussen abgeschlossen. Das erlaubt den 25 Bewohnerinnen und Bewohnern mit schweren kognitiven Beeinträchtigungen, ohne ständige Begleitung in die Natur hinauszugehen und dabei alle Freiheiten und doch die nötige Sicherheit zu geniessen. Das Motto lautet: «Ich kann sein, wie ich bin.»

Für Aussenstehende mag es auf den ersten Blick seltsam wirken, wenn Susanne Grasser, vom ersten Tag an Begleiterin des Park-Konzeptes, und ihre Kolleginnen und Kollegen während der Arbeit einfach im Park sitzen und Kaffee trinken: Sie behalten die Bewohnerinnen und Bewohner im Auge und gewähren ihnen Sicherheit, aber sie animieren sie grundsätzlich nicht zu Aktivitäten wie Spazieren, Blumenpflücken oder Kräutersammeln. Auch wenn ein Bewohner bei strahlendem Sonnenschein lieber in einem der Aufenthaltsräume im Halbdunkel sitzt und gar nichts macht, greift das Team nicht ein. «Wir sagen den Leuten absichtlich nicht, was sie machen sollen», erklärt Susanne Grasser. Wenn schon, unternehmen die Betreuerinnen und Betreuer einfach spontan selbst etwas, wozu sie Lust verspüren: Je nach Jahreszeit pflücken sie einen Blumenstrauss, sammeln Beeren, wischen Laub oder schippen Schnee. Der Antrieb, ebenfalls Blumen oder Beeren zu pflücken, muss hingegen von den Parkbewohnerinnen und -bewohnern aus ihrem eigenem Willen kommen: Sie müssen selbst aktiv werden,

wenn sie möchten – oder sie dürfen auch einfach nur sein. «Das gibt viel innere Freiheit und Entspannung.»

### **Selbstbestimmung statt Betreuung**

Susanne Grasser ist allerdings bewusst, dass dieses Gewährenlassen anfangs für Mitarbeitende und Bewohnende gleichermaßen ungewohnt ist. Vielleicht, überlegt die gebürtige Wienerin, mache es einen Unterschied, dass sie nicht aus der Sozialpädagogik kommt, sondern an der Universität für Bodenkultur in Wien Landwirtschaft studiert und sich später in systemischer Erlebnispädagogik, lösungsorientierter Gesprächsführung und anderem weitergebildet hat: «So fiel es mir leichter, vom klassischen Betreuungsgedanken Abstand zu nehmen und mich auf das Selbstwirksamkeitskonzept zu konzentrieren.» Sie vertritt die Position, dass genau diese Freiheit viele Entwicklungsmöglichkeiten zulasse: «Aus der Langeweile entsteht meistens irgendwann etwas. Man muss sie nur aushalten.» Die einen kommen dann auf die Idee, Holzstücke zu Boden zu werfen, Blätter abzurupfen, auf den verschlungenen Wegen immer wieder andere Kurven zu nehmen – oder auch immer wieder dieselbe Runde zu drehen – oder sich ganz einfach frischen Wind um die Nase wehen zu lassen. Weil sie tagsüber nach Belieben hinein- und hinausgehen können, sind zahlreiche Absprachen nötig zwischen der Betreuungsgruppe im Park und den Wohngruppen.

Was immer sie tun oder lassen, es lässt den Bewohnerinnen und Bewohnern Raum für Selbstbestimmung mitten in einem weitgehend fremdbestimmten Leben. Das sei enorm wichtig, findet Marc Bollinger, Bereichsleiter Wohnen zum Park: «Ihnen wird gesagt, wo sie mit wem wohnen, wann sie aufstehen, essen, Zähne putzen oder duschen sollen, und einen Teil des Tages verbringen sie unter Anleitung im Atelier – ihre Tagesstruktur ist also grösstenteils vorgegeben. Der Park hingegen gibt ihnen Luft.» Bollinger arbeitet →

## Im Fokus

seit anderthalb Jahren in der Pigna und ist sehr überzeugt vom Konzept: «Diese Freiheit ist eine Riesenbereicherung für diese Menschen, die sich sonst nur in Begleitung durch das Leben bewegen dürfen.»

Der Bedarf sei dementsprechend gross, sagt er, und gerne möchten mehr Menschen diese Freiheit auskosten: Beide Wohngruppen zum Park führen eine Warteliste. Die Nutzung des Parks steht allerdings nicht nur den beiden Wohngruppen mit direktem Zugang, sondern allen Bewohnerinnen und Bewohnern der Pigna offen.

### Viel Licht und Luft

Damit ein solches Projekt – bisher einzigartig in der Schweiz – gelingt, muss es gut durchdacht sein. Die Wohngruppen mit Zugang zum Park sind unterteilt in eine Gruppe für ältere, ruhigere und eine für jüngere, dynamischere Bewohnerinnen und Bewohner, damit die beiden Doppelwohngruppen jeweils ihre eigene Dynamik entwickeln können. Die Häuser sind bewusst in schlichten Formen gehalten: Wichtig sind nebst Rollstuhlgängigkeit viel Raum, Licht und Luft. Und natürlich der direkte Zugang zum Park. Dieser führt durch die Gemeinschaftsräume, denn nicht alle Zimmer blicken auf den Park, aber für alle erweitert der Park den Lebensraum. Das erlaubt allen, sich bei Bedarf in ihre Ecken zurückzuziehen und einander aus dem Weg zu gehen – ein gutes Mittel, um Aggressionen gar nicht erst aufkommen zu lassen. Und Aggressionspotenzial sei bei ein paar Bewohnerinnen und Bewohnern durchaus vorhanden, erklärt Susanne Grasser. «Aber sehr vieles lässt sich vermeiden, indem sich alle frei drinnen und draussen bewegen und zurückziehen können.» Besonders jenen Bewohnerinnen und Bewohnern mit einer Autismus-Spektrum-Störung komme das sehr entgegen.

Einer von ihnen ist Mario. Er kauert in einem Steinrondell, hält mit geschlossenen Augen sein Gesicht in die Sonne und schwingt selbstvergessen eine ausgerissene Pflanze an der Wurzel hin und her, hin und her. Das macht er am liebsten. Und in diesem Park darf er auch das: «Das gehört zum Konzept – alles ist möglich, alles ist erlaubt», sagt Susanne Grasser. Wirklich alles: Wenn die Bewohnerinnen und Bewohner der Wohngruppen zum Park Lust haben, dürfen sie sich in eine Pfütze legen oder darin herumplanschen, ganze Pflanzenbüschel ausreissen oder mit den Händen die Erde umgraben. Was sie zerrupft haben, wird später die Gartengruppe aus dem Dienstleistungsbetrieb wieder in Ordnung bringen. Mario, sozusagen der Vorzeigebewohner des Parks, ist immer irgendwo unterwegs, stets auf der Suche nach einer Tagespflanze, die sich gut ausreissen und schwingen lässt. Seit der Eröffnung des Parks 2013 wohnt er dort. Er habe durch die neuen Freiheiten enorm viel an Selbstvertrauen und Selbstwertgefühl gewonnen, erzählt Susanne Grasser. «Es macht etwas mit den Bewohnerinnen und Bewohnern, dass sie ihre Autonomie ausleben dürfen.» Jene, die sich gerne in der Natur aufhalten, schätzen sehr, dass sie jederzeit hinein- und hinausgehen können, ohne dass

#### WOHNEN AM PARK

Die Stiftung Pigna bietet 147 Wohnplätze in verschiedenen Wohnformen und 85 Tagesstättenplätze an, sowie in 2 Werkstätten und einem Dienstleistungsbetrieb insgesamt 180 Arbeitsplätze für Menschen mit Behinderung an. Pigna ist im Zürcher Glattal und Unterland tätig.

→ [www.pigna.ch](http://www.pigna.ch)

jemand von der Betreuung zuerst Zeit finden muss. «Der Park ist eine Ruheoase und bietet viel Entspannung», sagt sie: «Statt eines Temestas helfen ein paar Runden im Park.»

### Ungiftig, ungefährlich und essbar

Ein Rundgang zeigt: Der Park – obwohl noch winterlich kahl – ist anregend angelegt. Rundwege laden zum Flanieren ein, Steingruppen zum Sitzen, und wenn es zu kalt ist, bieten zwei Warmräume mit Kaffeemaschinen beliebte Rückzugsmöglichkeiten. Und alles ist genau durchdacht: Die Wege, zuerst vom Landschaftsarchitekten als hübsche Kiespfade angedacht, wurden schliesslich doch zementiert, damit sie gut rollstuhlgängig und an den Rändern mit dem Blindenstock ertastbar sind. Und die gesamte Bepflanzung ist von der Blattspitze bis zur Wurzel ungiftig, ungefährlich und essbar. Die hübschen Rosensträucher, die der Architekt gepflanzt hatte, mussten daher schon nach kurzer Zeit weichen, damit sich beim Rosenpflücken niemand an den Dornen verletzt. Auch beim Naschgarten zeigte sich, dass nicht alles gut passt, was sich naschen lässt: Erdbeeren am Boden eignen sich nicht für jene, die in den Bewegungen eingeschränkt sind, während Heidelbeeren an hohen Sträuchern wesentlich praktischer sind, Stachelbeeren wiederum schon wieder heikel sein können. Auch bei den Gemüsen lauern zahlreiche Stolperfallen: Tomaten und Peperoni seien zwar wunderbare Naschgemüse, sagt Susanne Grasser – aber die Pflanzen sind Nachtschattengewächse und daher giftig und ungeeignet.

Neben den Wegen, Pflanzen und Steinen bietet ein befahrbares Rollstuhltrampolin Anregung, und im gläsernen Gewächshaus mit den hohen Palmen lädt eine Riesenschaukel zum Draufsitzen. Soeben hat sich Marco, ein anderer Bewohner, auf die Schaukel gesetzt und bewegt sich sachte vor und zurück. Er beobachtet entspannt, wie auf der anderen Seite Mario, seine Pflanze schwingend, durch das helle Gewächshaus flaniert und die vielen Möglichkeiten des Parks genießt. Das Gewächshaus, sagt Susanne Grasser, werde absichtlich nicht für externe Anlässe vermietet: «Wie alles im Park gehört es den Bewohnerinnen und Bewohnern und soll ihnen jederzeit zur Verfügung stehen.» So bleibt der Park der jederzeit zugängliche Ort der Freiheit inmitten der vielen notwendigen Tagesstrukturen. ■



# Bedürfnisgerecht umgesetzt

Im kommenden Herbst zieht das Wohnheim Sonnegarte in St. Urban LU – ein Wohnheim für Menschen mit Behinderung – in einen Neubau ein. Bei der Planung wurden die künftigen Bewohnerinnen und Bewohner miteinbezogen.

Von Angelika Voigt und Katrin Bircher\*

Im Wohnheim Sonnegarte in St. Urban LU finden erwachsene Menschen mit geistigen und mehrfachen Behinderungen sowie Personen mit hoher Betreuungsintensität ein familiäres Zuhause, in dem sie im Alltag unterstützt und gefördert werden. Bis im Oktober dieses Jahres entsteht nun ein Gebäude, in dem in zwölf Wohngruppen 64 Betreuungsplätze angeboten werden sollen. Bei der Planung des Neubaus wurden die Bedürfnisse der zukünftigen Bewohnenden umfassend berücksichtigt und umgesetzt.

## Autonomie und Partizipation

Schon vor der Planungsphase mit dem Architektenteam erstellte ein Team – bestehend aus der Wohnheimleitung zusammen mit Fachpersonen aus den Bereichen Betreuung und Pflege sowie Sozialpädagogik – ein Betreuungs- und Pflegekonzept, das auf einem sozialpädagogischen Fundament basiert. Höchste Priorität im Konzept haben Autonomie und Partizipation der Bewohnerinnen und Bewohner: Sie sollen die Möglichkeit haben, ein selbstständiges Leben zu führen, und sie sollen

in die individuelle Gestaltung des Alltags miteinbezogen werden. Von zentraler Bedeutung sind Erhalt und Förderung der Lebensqualität. Diese Zielsetzung wurde den Wettbewerbsunterlagen fürs Projekt beigelegt, sie hatte bei der Wahl des Siegerprojekts entsprechendes Gewicht.

Der zweistufige Projektwettbewerb wurde im Juni 2017 öffentlich ausgeschrieben, 41 Teams bewarben sich. Die Jury hat schliesslich das Projekt der ARGE Schärli AG/Meyer Gadiant Architekten AG Luzern als Siegerprojekt erkoren. Ihre Komposition besteht aus zwei dreigeschossigen Gebäudeflügeln mit den Wohngruppen, die durch einen zweigeschossigen Zwischenbau zu einem Ganzen zusammengefügt werden. Der Zwischenbau als Bindeglied der zwei Wohnflügel bildet den zentralen Bereich – einen Begegnungsraum mit Eingang, Foyer und Mehrzweckraum. In den Neubauten sind ausschliesslich helle Einzelzimmer mit grossen Fensterflächen, eigener Nasszelle und teilweise sogar mit einer Loggia entstanden. Der sonnige Dachgarten oder die private Loggia bieten

einen sicheren Bewegungs- und Aufenthaltsort sowie einen attraktiven Blick in den Garten.

## Wünsche und Anregungen

In den Gebäuden der Wohngruppen gibt es bedürfnisgerechte Küchen, offene Wohnräume und Nischen, welche die Möglichkeit bieten, entweder die Zeit in Gemeinschaft zu verbringen oder sich zurückzuziehen. Die Korridore im Gebäude sind breit genug für eine ungehinderte Fortbewegung.

Der Atelierbau als Solitär im Südosten des Grundstücks bildet den räumlichen Abschluss der Gesamtanlage. Jüngere und mobilere Bewohnende finden hier an fünf Tagen pro Woche eine abwechslungsreiche Tagesbeschäftigung sowie Begleitung bei individuellen Freizeitbeschäftigungen. In den Ateliers wird in Zusammenarbeit mit Bewohnenden für den Unterhalt im Gebäude und Garten gesorgt. Ältere oder schwächere Personen nutzen stundenweise die Therapieangebote. Alle Bewohnerinnen und Bewohner werden im und um das Wohnheim gemäss ihren spezifischen Fähigkeiten und vorhandenen →



Visualisierung des neuen Wohnheims: Gemeinschaftlich, aber doch individuell wohnen. Für Architekt Christian Meyer war wichtig, dass eine Atmosphäre

Ressourcen beschäftigt und in die tägliche Arbeit miteinbezogen.

Die Bewohnerinnen und Bewohner wurden bei der Realisierung des Neubaus von Anfang an integriert. Um den Baufortschritt verfolgen zu können, wurde während der Bauphase eine Besucherplattform erstellt, die mit dem Rollstuhl erreicht werden kann. Wünsche betreffend Ausstattung und Einrichtung wurden aufgenommen und so weit als möglich umgesetzt. So wurde beispielsweise ein Briefkasten, in dem Wünsche und Anregungen zum Neubauprojekt gesammelt wurden, regelmässig von den Bewohnenden und den Mitarbeitenden mit Ideen gefüllt.

Architekt Christian Meyer, verantwortlich für den Neubau des Wohnheims Sonnengarte, erläutert, worauf er beim bedürfnisgerechten Bauen besonders geachtet hat:

**Herr Meyer, vor dem Wettbewerb wurde Ihnen das Betreuungs- und Pflegekonzept ausgehändigt. Ist es Ihnen gelungen, die Zielsetzungen umzusetzen?**

Bereits im Projektwettbewerb haben

wir versucht, viele Bedürfnisse abzudecken. Zum Teil mussten während des Planungsprozesses verschiedene Anforderungen aus technischen oder finanziellen Gründen angepasst werden. Erst mit der Aufnahme des Betriebs wird sich zeigen, wie gut die Umsetzung der Bedürfnisse gelungen ist.

**Welcher Teil des Neubaus deckt die Bedürfnisse der Bewohnenden am besten ab?**

Uns war wichtig, dass der Neubau die Atmosphäre eines Zuhauses ausstrahlt und nicht einer Klinik mit geschlossenen Stationen ähnelt. Wir konnten die Wohngruppen trotz vieler technischer und funktionaler Vorgaben wohnungs-

nah gestalten und hoffen, dass sich die Bewohnenden wohlfühlen werden.

**Welches waren die grössten Herausforderungen bei der Planung?**

Es waren verschiedene Anspruchsgruppen ins Projekt involviert, die teilweise unterschiedliche Interessen vertraten.

**«Uns war wichtig, dass der Neubau die Atmosphäre eines Zuhauses ausstrahlt.»**

Architekt Christian Meyer

Es war anspruchsvoll, der Balance aus den Ansprüchen an Gebäude, Technik, Kostendruck, Sicherheit, Funktion und Ästhetik gerecht zu werden und allen bestmöglich zu entsprechen.

**Welche Unterschiede gibt es im Vergleich zu Bauten für Pflegeheime?**



von «Zuhause» entsteht.

Illustration und Foto: Meyer Gadiant Architekten, Luzern

Gegenüber Altersheimen ist der Hauptunterschied die Gliederung in einzelne kleinere Wohngruppen anstelle von grossen, meist zusammenhängenden Stationen. Zusätzlich gibt es erhöhte Vorgaben an die Sicherheit wie beispielsweise geschlossene Stationen oder raumhohe Absturzsicherungen. Ausserdem bestehen unterschiedliche Anforderungen in Bezug auf die persönlichen Räume, sodass neben normalen Zimmern auch Kriseninterventionszimmer vorhanden sein müssen.

### Gibt es ein Detail, das für den Neubau des Wohnheims Sonnengarte einzigartig ist?

Speziell sind für mich ganz besonders der Dachgarten über dem Mitteltrakt mit der Kulissenfassade und die Passerelle mit Treppen.

### Haben Sie eine Vermutung, was den Bewohnerinnen und Bewohnern beim Neubau am besten gefallen wird?

Ja – die Aussicht! Diese ist einmalig schön, und man sieht ringsum viel Grün und weit in die Ferne.

### Was ist Ihnen in der Planung respektive bei der Umsetzung besonders gut gelungen?

Was uns gut gefällt, ist der hofartige Aussenraum gegen Süden, der das Hauptgebäude zusammen mit dem Ateliergebäude aufspannt, sowie die leicht geknickten Fassaden.

### Was wünschen Sie dem Wohnheim Sonnengarte für die Zukunft?

Wir hoffen, dass sich alle Bewohnenden und Betreuenden am neuen Ort rasch wohlfühlen werden. Die Wohngruppen sind bisher noch über drei Standorte verteilt, es ist ein einmaliges Ereignis, dass nun alle im gleichen Haus zusammenleben und zentrale, gemeinsame Bereiche nutzen können. Hoffentlich werden alle diese neuen Räume rege genutzt und bringen die Bewohnenden und Betreuenden zusammen.

Im Oktober 2023 wird es nach zweieinhalbjähriger Bauzeit so weit sein: Alle bisherigen 48 Bewohnenden und auch neue Klienten werden im spezifisch für ihre Bedürfnisse geplanten, gebauten und eingerichteten Gebäude am Standort St. Urban einziehen können. Angelika Voigt, Leiterin Wohnheim Sonnengarte freut sich sehr: «Über zwei Jahre wurden viele Ideen, Wünsche und Bedürfnisse von Bewohnenden und Mitarbeitenden an uns herangetragen. Wir haben diese ernst genommen und bestmöglich umgesetzt.» ■

\* Angelika Voigt ist Leiterin des Wohnheims Sonnengarte, Katrin Bircher ist Bereichsleiterin HR

Anzeige

**ROHRMAX** 

**Lüftungsreinigung**

**Wartung + Vorsorge**

RohrMax kontrolliert kostenlos Ihre Lüftungsanlage. Alle Marken **Informiert sein!**

**Lüftung Kostenlose Kontrolle**

**...alles hygienisch?** 0848 852 856

info@rohrmax.ch

Im Fokus

# Eine diverse Gemeinschaft bauen



Die den Fassaden vorgehängten Holzkonstruktionen mit Balkonen öffnen die Wohnungen hin zur Huebergass. Die architektonischen Elemente der WBG Huebergass, die das Team der GWJ Architektur AG Bern wesentlich mitgestaltet hat, stellen das Zusammenleben ins Zentrum. Foto: Damian Poffet

Die selbstverwaltete Wohnbaugenossenschaft (WBG) Huebergass in Bern ist das Zuhause von rund 400 Menschen, darunter vielen Familien, aber auch von Menschen in ganz anderen Lebenssituationen. Das Zusammenleben in einer diversen Gemeinschaft ist anspruchsvoll. Die Architektur der «Huebergass» regt an, sich für das Miteinander zu engagieren.

Von Elisabeth Seifert

**W**er von der Huberstrasse in Bern in die «Huebergass» einbiegt, glaubt sich in einer anderen, beinahe südlich anmutenden Welt. Die Gasse zieht sich nicht schnurgerade durch das kleine Quartier, sondern in der Form eines langgezogenen «S». Nord- und südseitig sind mehrere dreistöckige, kubusförmige Häuser jeweils leicht versetzt angeordnet, was immer neue Entdeckungen ermöglicht. Ins Auge springen sofort die den Hausfassaden vorgehängten Holzkonstruktionen mit Balkonen, die ähnlich von Loggien die Gebäude respektive die Wohnungen zum Aussenraum hin öffnen.

Die Balkone sind ausschliesslich auf die Huebergass hin ausgerichtet – und fördern so die Kontakte über die Gasse. Schnell wird klar: Mit der Architektur sollen die Gemeinschaft und der Austausch untereinander angeregt werden. Alle Wohnungen haben bodentiefe, zwei oder dreiflügelige Fenster, die viel Licht einlassen – und den Bezug zur Welt draussen schaffen. Einen gemeinschaftsbildenden Effekt haben auch die aussenliegenden Stiegen, die – neben einem innenliegenden Lift – direkt von der Huebergass auf die Stockwerke und in die Wohnungen führen.

Zudem fällt auf, dass im Erdgeschoss der Häuser neben Wohnungen auch eine Reihe unterschiedlicher Räume liegen, die in irgendeiner Art und Weise gemeinschaftlich genutzt werden. Neben den obligaten Waschküchen gibt's etwa mit dem «Quartierdepot» eine Art Quartierladen, zudem ein Spielzimmer für Kinder und sogar eine Kita. Darüber hinaus gehören multifunktional einsetzbare Räume sowie das grossräumige Café Hueber, das mit einer kleinen Bühne für allerhand Events ausgestattet ist, zur Siedlung.

### «Ein vibrierender Sozialraum»

Die Menschen, die hier wohnen, suchen die Gemeinschaft – und wollen sich für die Gemeinschaft engagieren. Dies lässt sich selbst bei meinem Besuch an einem frühen Montagnachmittag bei eher kühleren Temperaturen erahnen. Die Personen, denen ich begegne, grüssen freundlich. Und die

Transparente, die an den Holzkonstruktionen respektive den Balkonen hängen, zeugen von einer Sensibilität für soziale Fragen.

«An Samstagen, ganz besonders in der warmen Jahreszeit, ist die Huebergass ein vibrierender Sozialraum», sagt Raphael Burkhalter. Er ist in der Region Bern für die Projektgewinnung des Immobilienunternehmens Halter AG tätig sowie Vorstandsmitglied der Entwicklungsgenossenschaft «Wir sind Stadtgarten», einer Schwesterfirma von Halter. In dieser Funktion hat er die «Huebergass» als Projektleiter gemeinsam mit einem Architektur- und Fachplanerteam entwickelt. «Wir sind Stadtgarten» hatte im Rahmen des von der Stadt Bern im Jahr 2016 ausgeschriebenen Wettbewerbs für «Niedrig-Standard-Wohnraum» die Rolle des gemeinnützigen Wohnbauträgers inne, die Mutterfirma Halter stellte das Planungsteam. Im Verlauf der Realisierung des Projekts hat die Entwicklungsgenossenschaft «Wir sind Stadtgarten» die gemeinnützige Wohnbaugenossenschaft (WBG) Huebergass aufgebaut, welche die Liegenschaft im kollektiven Eigentum besitzt und selbst verwaltet. Die Mieterinnen und Mieter respektive die Genossenschafterinnen und Genossenschafter kaufen Wohnanteilscheine und bezahlen für ihre Wohnungen monatlich eine Kostenmiete.

Die über 100 Wohnungen, von Atelier- über Familien- bis hin zu Clusterwohnungen, waren bereits rund zwei Jahre vor dem Bezug der Wohnungen im Frühling 2021 vergeben. Rund 400 Menschen wohnen heute hier, darunter – wie von der Stadt Bern vorgesehen – viele Familien; darüber hinaus Menschen unterschiedlichen Alters in verschiedenen Lebenssituationen. Ein gewisser Prozentsatz der – vor allem kleinen – Wohnungen ist an institutionelle Mieter respektive Genossenschafter vergeben, die diese an Klientinnen und Klienten untervermieten. Dazu gehört etwa der Schlossgarten Riggisberg BE, eine Institution, die Menschen mit psychischer Beeinträchtigung begleitet, oder auch Sora Bern, die neben Familien auch junge Erwachsene in ihrer Wohnkompetenz und der persönlichen Entwicklung fördert. →



## PERSONENRUF – EINFACH UND SICHER

Die Personenrufe von CKW bewahren die Eigenständigkeit Ihrer Gäste und garantieren bestmögliche Betreuung.

**Kontaktieren Sie unseren Spezialisten**



**Roger Schwegler**  
T 058 123 85 17

[www.ckw.ch/healthcare](http://www.ckw.ch/healthcare)

**CKW.**

AKTIVIERUNG

**;medi**



## HÖHERE FACHSCHULE FÜR AKTIVIERUNG AM PULS DER PRAXIS

### HF Diplom 3-jährige Vollzeitausbildung

Dipl. Aktivierungsfachfrau HF

Dipl. Aktivierungsfachmann HF

> Mehr zum Aufnahmeverfahren unter [medi.ch](http://medi.ch)



### Weiterbildungsangebote

für Aktivierungsfachpersonen HF

(Ermässigung für SVAT-Mitglieder)



### Zertifikat FAB

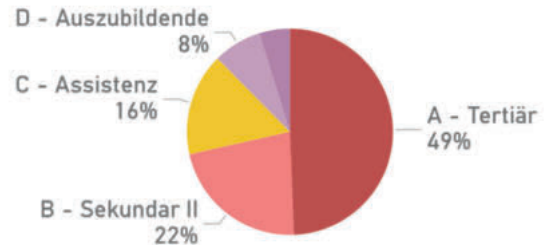
Fachperson in aktivierender Betreuung

Fachverantwortliche/r in Alltagsgestaltung und Aktivierung

> Mehr zu den Weiterbildungsangeboten unter [medi.ch](http://medi.ch)

medi | Zentrum für medizinische Bildung | Aktivierung HF  
Max-Daetwyler-Platz 2 | 3014 Bern | Tel. 031 537 31 10 | [at@medi.ch](mailto:at@medi.ch)

## CURAtime zeigt auf, wie Ihre Fachkräfte eingesetzt sind.



Tertiäre Fachkräfte werden zu oft durch Hintergrundleistungen und pflegefremde Tätigkeiten absorbiert.

Eine CURAtime Analyse zeigt Ihnen, wo es noch Potential zur Optimierung hat.

Dank unserem grossen Datenbestand sind wir in der Lage, die Arbeitsteilung zwischen der Tertiär-, Sekundar II- und Assistenzstufe zu beurteilen und können Empfehlungen abgeben.

### CURAtime

- über 1,3 Mio Std. pflegerische Tätigkeiten
- für 28'000 Bewohnende
- erbracht durch 27'000 Mitarbeitende
- erfasst in 20 Kantonen



**MicroMED**

MicroMED AG  
Kempttalstrasse 55  
8308 Illnau  
[www.micromed.ch](http://www.micromed.ch)

**CURAtime**  
die bewährte Tätigkeitsanalyse

## «Das aktive Miteinander von unterschiedlichen Menschen und die gegenseitige Hilfe waren wesentliche Gründe, weshalb wir uns für eine Wohnung in der Huebergass interessiert haben.»

Lynn Frank, Vorstandsmitglied der WBG Huebergass

Um eine möglichst hohe soziale Durchmischung sicherzustellen, erfolgt die Vergabe der Wohnungen nach bestimmten Kriterien, zentral sind dabei eine maximale Einkommens- und Vermögensgrenze.

### Verantwortung übernehmen

«Seit einigen Jahren werden in der Schweiz Wohnbauprojekte ganzheitlicher gedacht und beziehen umwelt- und sozialpolitische Aspekte mit ein», stellt Raphael Burkhalter fest. Eine Entwicklung, die besonders im gemeinnützigen Wohnungsbau zu beobachten ist. Die Firma Halter engagiere sich, wie Burkhalter betont, für zukunftsweisende, innovative Projekte. Die Entwicklungsgenossenschaft «Wir sind Stadtgarten» sei gegründet worden, um solche Projekte mitzugestalten. Die Immobilien sollen aber nicht im Besitz von «Wir sind Stadtgarten» bleiben. Deshalb unterstütze man den Aufbau von Wohnbaugenossenschaften wie die WBG Huebergass. «Gerade kleine Genossenschaften können so vom Know-how einer Bauentwicklungsfirma profitieren», meint Burkhalter. «Für sie ist es sehr schwierig, solche Projekte allein zu stemmen.»

Die Selbstverwaltung der Siedlung, die sehr günstige Mieten ermöglicht, sowie das Zusammenleben in einer sozial vielfältigen Gemeinschaft stellen hohe Anforderungen an die Genossenschafterinnen und Genossenschafter. Sie müssen bereit sein, Verantwortung zu übernehmen und sich für ein Miteinander zu engagieren. Mit der architektonischen Gestaltung der «Huebergass» habe man denn auch ganz bewusst das Ziel verfolgt, zu Partizipation und Teilnahme an der Gemeinschaft anzuregen, sagt Burkhalter. Man habe den sozialräumlichen Aspekt «besonders aufgeladen» – so die Formulierung des Bauentwicklungsexperten.

Dazu gehörte auch, dass die Entwicklungsgenossenschaft «Wir sind Stadtgarten» gemeinsam mit der neu gegründeten WBG Huebergass lange vor dem Bezug der Wohnungen erste, für die Selbstverwaltung nötige Strukturen geschaffen und die Arbeit gestartet hat. Sukzessive haben dann die Genossenschafterinnen und Genossenschafter selbst die Strukturen weiter ausgebaut und differenziert.

Bestanden die genossenschaftlichen Strukturen der WBG Huebergass beim Einzug der Bewohnenden im April 2021 im Wesentlichen aus einem Vorstand und der Generalversammlung, gibt es heute zusätzlich mehrere Kommissionen sowie eine ganze Reihe von Arbeitsgruppen und zudem das «Hueberforum», eine monatliche Plattform, wo Bewohnerinnen und Bewohner ihre Anliegen einbringen können. Mithilfe dieser Gremien kommen die Genossenschafterinnen und Genossenschafter den vielfältigen Verwaltungsaufgaben nach. Zentral ist die Moderation des Zusammenlebens, der sich ganz besonders auch Lynn Frank als Mitglied des WBG-Vorstands und anderer Gremien widmet.

«Das aktive Miteinander von unterschiedlichen Menschen und die gegenseitige Hilfe waren wesentliche Gründe, weshalb wir uns für eine Wohnung in der Huebergass interessiert haben», sagt sie. Lynn Frank und ihr Partner haben zwei kleine Kinder, gehen beide in einem Teilzeitpensum einer Erwerbsarbeit nach und engagieren sich in ihrer Freizeit für die WBG.

Die ausgebildete Sozialarbeiterin bezeichnet es als ein «grosses Anliegen» der WBG, gerade auch die Untermieterinnen und Untermieter in den Wohnungen der sozialen Institutionen in die Gemeinschaft zu integrieren. In der ersten Zeit nach dem Bezug der Wohnungen im April 2021 war das – trotz einer sozial affinen Gemeinschaft – gar nicht so einfach. «Wir mussten uns alle erst finden. Die vielen Begegnungsräume bieten auch Konfliktpotenziale. Auch der Umgang mit Menschen aus den sozialen Institutionen war ungeklärt und führte bei einigen zu Unsicherheiten.»

### Das Zusammenleben moderieren

Um die Hürden abzubauen, habe man im Rahmen des «Hueberforums» alle sozialen Institutionen eingeladen, sich und ihre Arbeit vorzustellen, die Genossenschafterinnen und Genossenschafter konnten Frage stellen. Darüber hinaus moderieren die Mitglieder der Arbeitsgruppe «Hueberkultur» bei auftretenden Konflikten im Alltag. Zudem findet halbjährlich ein Austausch zwischen den sozialen Institutionen, der «Hueberkultur» sowie Lynn Frank statt, der zuständigen Person im Vorstand. «Das Zusammenleben in einer diversen Gemeinschaft ist kein Selbstläufer, sondern muss moderiert werden.»

Mittlerweile funktioniere das aber gut, stellt sie fest. «So wie bei allen Bewohnerinnen und Bewohnern gibt es Untermieterinnen und Untermieter, die sich stark mit der Huebergass identifizieren und an verschiedenen Aktivitäten oder Arbeitsgruppen mitmachen, andere ziehen sich eher zurück.» Lynn Frank legt grossen Wert auf soziale Durchmischung und Diversität. Eine Erhebung soll zeigen, wie gut dies gelingt. Sie vermutet, dass der Anteil von Personen im dritten Lebensabschnitt noch eher tief ist und auch der Anteil von Menschen, die trotz einer vollen Erwerbstätigkeit auf günstigen Wohnraum angewiesen sind, denen aber die Zeit und die Kraft fehlt, sich für die Gemeinschaft zu engagieren. ■

# kurz & knapp

**Behinderung:** Elf Grossrätinnen und Grossräte des Kantons Thurgau verlangen von der Regierung ein Konzept für eine Behindertenpolitik gemäss UN-Behindertenrechtskonvention in den Bereichen Wohnen und Arbeiten. Die Regierung muss das Konzept innerhalb von zwei Jahren ausarbeiten. **Alter:** Eine Hormontherapie für Frauen in der Menopause bremst den kognitiven Abbau, sagt eine neue Studie. Noch sei es aber zu früh, um eine solche Therapie gegen demenzielle Erkrankungen einzusetzen. **Kinder und Jugendliche:** Die Schweizer Kantone haben 2022 insgesamt 154 Meldungen zu Pädokriminalität im Netz erhalten. In der Mehrheit der Fälle wurden Strafverfahren eröffnet. **Gesundheitskosten:** Im Kanton Freiburg haben Pflegeheime erfolgreich ein Modell getestet, um den steigenden Gesundheitskosten entgegenzuwirken. Eine Standesinitiative soll nun die Grundlage schaffen, damit alle Kantone dieses Modell einführen können.

## Kummerkasten für Kinder

Das Amt für Gesundheitsvorsorge des Kantons St. Gallen hat die Website [sorgenwolken.sg](https://sorgenwolken.sg) lanciert. Kinder und Jugendliche finden auf der Seite unkompliziert professionelle Unterstützung bei Sorgen und Ängsten. Denn psychische Probleme seien für Aussenstehende meist nicht sichtbar, begründet man bei der Gesundheitsvorsorge. Da sich [sorgenwolken.sg](https://sorgenwolken.sg) direkt an Kinder und Jugendliche richtet, erfolgt die Bekanntmachung der Website insbesondere über Schulen. Darüber hinaus soll mit Flyern, Stickern und über die sozialen Medien für die Website geworben werden.



Wenn Kinder trauern oder sich Sorgen machen, ist dies oft nicht sichtbar.

## Die Chancen des Alters

«Leben heisst altern. Ich erlebe das Thema Alter und Altern als ungemein spannend und vielseitig», sagt Heinz Rüeegger. Der Theologe, Ethiker und Gerontologe steht kurz vor dem 70. Geburtstag. «Ich befinde mich ständig auf der Suche nach einer Lebenskunst, die das Alter ernst nimmt mit seinen besonderen Möglichkeiten und Grenzen, mit seinen speziellen Aufgaben und Herausforderungen», sagt er. «Lebenskunst des Alterns», heisst sein neues Buch. In sieben Kapiteln und gut zwei Dutzend Aufsätzen fragt er nach der Lebenskunst und den Chancen, aber auch den Herausforderungen und der Verletzlichkeit im Prozess des Alterns. Und er stellt Forderungen an die Politik, das Altern und das Alter als gesellschaftliche Ressource und als Potenzial zu begreifen.

Heinz Rüeegger, «Lebenskunst des Alterns», 192 Seiten, Verlag TVZ, 29.80 Fr.





Begleitung in der letzten Lebensphase: Neues Finanzierungsmodell gefordert.

## Hospize wollen mehr Geld

Der nationale Dachverband der Sterbehospize verlangt mehr Geld von der öffentlichen Hand, ansonsten es kaum mehr möglich sei, die Hospize wirtschaftlich einigermaßen ausgeglichen betreiben zu können. In einem Artikel in der NZZ im Februar rechnet der Verband vor, dass der Aufenthalt in einem Hospiz wesentlich mehr koste als in einem Pflegeheim, dass aber Hospize derzeit noch als Pflegeheime gelten. Andererseits sei es wesentlich teurer, wenn Menschen im Spital sterben. Darum müsse ein Finanzierungsmodell gefunden werden, das die Besonderheiten der Hospize berücksichtige. Derzeit gibt es in der Schweiz neun Hospize mit 70 Betten. Der Verband geht davon aus, dass 300 Betten nötig wären.

# Kommunale Alterspolitik

Forschende der Hochschule Luzern HSLU (Departemente Soziale Arbeit und Wirtschaft) haben zusammen mit Pro Senectute Schweiz ein Prozessmodell entwickelt, das die Entscheidungsträgerinnen und -träger in Gemeinden bei der Ausrichtung und Planung einer umfassenden kommunalen Alterspolitik unterstützen hilft. Das Projekt «Kompass kommunale Alterspolitik» zielt darauf ab, den Gemeinden ein Instrumentarium zur Verfügung zu stellen, das ihnen ermöglicht, die Alterspolitik selbständig, proaktiv und mit vertretbarem Aufwand gestalten zu können. Der Kompass führt von der ersten Bedürfnisabklärung über mehrere Phasen mit bis zu sechs Analyseinstrumenten hin zu einem fundierten Gemeindeportrait. Auf dieser Grundlage werden gemeinsam mit den Gemeindeverantwortlichen im Rahmen einer Strategieentwicklung verschiedene Ziele mit strategischen Optionen zur (Weiter-)Entwicklung der kommunalen Alterspolitik formuliert. Insbesondere für kleinere Gemeinden mit geringeren personellen und finanziellen Ressourcen sei es eine Herausforderung, eine den Verhältnissen angepasste Alterspolitik zu planen und umzusetzen, sagt der Soziologe und Projektleiter von der HSLU zum «Kompass kommunale Alterspolitik».

→ [www.prosenectute.ch](http://www.prosenectute.ch)



## Wörterbuch zur Sozialpolitik auch online

Das im Jahr 2020 erschienene «Wörterbuch der Schweizer Sozialpolitik» ist neu auch online verfügbar. Auf der Online-Plattform [woerterbuch-sozialpolitik.ch](http://woerterbuch-sozialpolitik.ch) stehen alle 251 Beiträge neu einer breiten Öffentlichkeit zur Verfügung. Im Buch werden Formen, Ziele und Auswirkungen wie auch ihre historischen, wirtschaftlichen, sozialen und rechtlichen Bezüge festgehalten. Dafür sind gegen 250 Expertinnen und Experten aus der Schweiz und dem Ausland als Autorinnen und Autoren herangezogen worden. Auf eine verständliche Art verbindet die Publikation wissenschaftlich überprüft und gesichertes Wissen mit fachlicher Expertise im Umgang mit sozialpolitisch relevanten Berufsfeldern.

# Den Schritt in die Politik wagen

Nach einem beinahe tödlichen Verkehrsunfall im Jahr 1991 nutzt Nicole Tille die zweite Chance, die ihr das Leben geschenkt hat. Sie ist eine von 44 Parlamentarierinnen und Parlamentariern bei der ersten Behindertensession der Schweiz. Porträt einer engagierten Frau, die sich für die Inklusion von Menschen mit Behinderung einsetzt.

Von Anne Vallelian

Mit 21 Jahren reist Nicole Tille mit dem Rucksack durch Australien. Vier Monate nach ihrer Abreise ist sie mit zwei anderen jungen Erwachsenen in einem Kleinbus unterwegs. Da setzt eine Frontalkollision ihrem Abenteuer ein brutales Ende. Die Rettungskräfte treffen relativ rasch am Unfallort ein. Aber Nicole Tille muss wortwörtlich aus dem Fahrzeug geschnitten werden. Das ist heikel und zeitintensiv. «Ich habe keine Erinnerungen an den Unfall», erzählt sie. «Der gesamte Ablauf der Ereignisse wurde mit später geschildert.» Nicole Tille erleidet schwere Beinverletzungen und muss notoperiert werden. Die Diagnose ist erschütternd: Eine Amputation ist unausweichlich. «Das Pflegeteam hat mich aufgeweckt, um mein Einverständnis für den Eingriff an einem Bein einzuholen», erinnert sie sich. «Zuerst habe ich mich geweigert. Dann haben sie mich aufgerichtet, damit ich mir selbst ein Bild von der Situation machen konnte.» Angesichts der Tatsachen gibt die junge Frau dem Ärzteteam grünes Licht.

## **Kampf, um wieder auf die Beine zu kommen**

In Anbetracht des jungen Alters der Patientin setzt das Behandlungsteam alles daran, das zweite Bein zu retten. Nach einem zweiwöchigen Spitalaufenthalt in Australien wird

Nicole Tille in die Schweiz zurückgebracht, zunächst ins orthopädische Spital in Lausanne und später in die Reha. Insgesamt ist sie über fünf Monate hospitalisiert. «Mein Fall war alles andere als leicht. Neben meinen zahlreichen Knochenbrüchen war mein Körper vom Blech des Kleinbusses und den unzähligen Glassplittern, die beim Aufprall umhergeschleudert wurden, völlig zerschnitten.»

Während des monatelangen Spitalaufenthalts führt Nicole Tille einen regelrechten Kampf, um wieder auf die Beine zu kommen, im wörtlichen und im übertragenen Sinn. «Was macht man mit fast 22 Jahren aus seinem Leben? In dieser Zeit gingen mir viele Fragen durch den Kopf.»

## **Freiwilligenarbeit**

Ein Jahr nach dem Unfall nimmt die ausgebildete Kauffrau eine 50-Prozent-Stelle bei einer Versicherungsgesellschaft an. Kurz danach lernt sie ihren zukünftigen Ehemann kennen, und 1993 kommt die gemeinsame Tochter zur Welt. «Bei mir wurde eine Knie-Exartikulation durchgeführt, was nicht zu den häufigsten Amputationsarten gehört. Trotzdem hatte ich grosses Glück, überlebt zu haben. Das Leben hatte mir eine zweite Chance geschenkt, und diese wollte ich un-

Nicole Tille verlor als junge Frau nach einem Autounfall in Australien ein Bein. Heute setzt sie sich für die politischen Rechte von Menschen mit einer Behinderung ein.

Foto: Laurianne Aeby



bedingt nutzen.» Zur Sensibilisierung einer breiteren Öffentlichkeit für ihre Behinderung schreibt Nicole Tille ein Buch mit dem Titel «Survivre debout avec une jambe en moins». Es erscheint 2019. «Mein Wunsch ist es, ein besseres Verständnis für diese oft unsichtbare und unbekannte Behinderung zu erreichen. Verschiedene Personen aus meinem langjährigen Umfeld haben sogar erst durch die Veröffentlichung meines Buches davon erfahren.»

Als die Tochter vier Jahre alt ist, zieht die Familie in den Kanton Freiburg nach Châtel-St-Denis. Dort lebt sie bis heute. Nach dem Umzug beginnt Nicole Tille, im Kommunikationsdienst des HEKS zu arbeiten. Das Hilfswerk der evangelischen Kirchen Schweiz setzt sich für eine menschliche und gerechte Welt ein. Dort entdeckt die junge Mutter

ihre Sensibilität für Ungerechtigkeiten. «Ich wollte mich in der Schweiz nützlich machen.» Als ein Orthopädist und Freund ihr unglaubliche und ungerechte Lebensgeschichten von Prothesenträgerinnen und -trägern erzählt, wird ihr Mitgefühl noch grösser. «80 Prozent der Personen, die eine Amputation benötigen, sind bereits im Rentenalter und erhalten nur eine einfache Prothese, und dies, obwohl wir in einem der reichsten Länder der Welt leben», empört sich Nicole Tille. Tatsächlich benachteiligen die Kriterien für die Finanzierung einer Prothese Personen, die nicht mehr erwerbstätig sind.

Diese Tatsache ist für Nicole Tille inakzeptabel, weshalb sie 2015 zusammen mit anderen engagierten Personen den Verein Promembro gründet. Ziel: Die Änderung eines Gesetzes und seines Vollzugs. Die beiden Nationalräte Roger Golay und Balthasar Glättli stiessen als Co-Präsidenten zum Verein und reichten eine Motion ein, die einen umfassenden Zugang zu Hilfsmitteln verlangt und vom Nationalrat angenommen wurde. «Anschliessend ging der Vorstoss an den Ständerat und wurde zu einem Postulat, das die kleine Kammer im Dezember 2019 angenommen hat. Durch die Pandemie rückte das Postulat jedoch in den Hintergrund. Wir warten immer noch auf den Bericht des Bundesrats, sind aber insgesamt einen grossen Schritt vorangekommen.»

### Sich ganz der Politik verschrieben

Am 24. März 2023 findet in Bern die erste von Pro Infirmis organisierte Behindertensession statt, und Nicole Tille →

#### BEHINDERTENSESSION 2023

Am 24. März 2023 findet im Nationalratssaal des Bundeshauses die erste Behindertensession der Schweiz statt. Die Teilnehmenden debattieren eine Resolution zum Thema politische Teilhabe und politische Rechte von Menschen mit Behinderung in der Schweiz. Die Behindertenkommission hat die Resolution im Vorfeld erarbeitet, die Parlamentarierinnen und Parlamentarier können dazu Änderungs- und Ergänzungsanträge einreichen. Es werden 22 Prozent der Parlamentssitze eingenommen, insgesamt also 44 von 200. Gemäss Statistik entspricht dies dem Anteil an Menschen mit Behinderung in der Schweizer Bevölkerung.

## Aktuell

nimmt als Parlamentarierin daran teil. «Als Pro Infirmis die Ausschreibung lancierte, fühlte ich mich legitimiert, meine Kandidatur einzureichen.»

Nach ihrer Wahl in den Gemeinderat von Châtel-St-Denis im Jahr 2021 hat Nicole Tille beschlossen, ihre Erwerbstätigkeit per Ende 2021 aufzugeben. Sie wollte sich von da an ganz der Politik widmen. «Da neben meinem Mandat noch etwas Zeit blieb, absolvierte ich eine von Pro Infirmis angebotene Weiterbildung, die sich speziell an Menschen mit Behinderung richtet.» Sie vermittelt theoretische Grundlagen zur Schweizer Politik und Praxistipps für alle, die sich politisch engagieren wollen. «Menschen mit Behinderung sind in der Politik nach wie vor untervertreten», sagt Nicole Tille.

Die Gemeinderätin ist bereits bestens mit dem politischen System der Schweiz vertraut und nutzt die Weiterbildung vor allem dazu, neue Kontakte zu knüpfen. «Es war eine gute Gelegenheit, mich weiter zu vernetzen. Ich habe andere Situationen und Behinderungen kennengelernt.»

### Nachhaltige Massnahmen ergreifen

Für die erste Behindertensession wurden 44 Parlamentarierinnen und Parlamentarier gewählt. «Unser Ziel ist es,

nachhaltige Massnahmen zu ergreifen», sagt Nicole Tille. «Wir wollen zuhänden des Parlaments eine Resolution verabschieden (siehe Box), die hoffentlich Berücksichtigung findet. Die Schweiz hat die UN-Behindertenrechtskonvention im Jahr 2014 ratifiziert, jedoch nicht genügend Mittel für ihre Umsetzung bereitgestellt.»

Die 44 gewählten Personen können eine Motion einreichen oder einen Änderungsantrag stellen. «Die Session dauert nur einen Nachmittag, wir haben also nicht viel Zeit. Deshalb erfolgt der grösste Teil der Arbeit bereits im Vorfeld, denn es können nicht alle eingereichten Themen im Plenum behandelt werden.» Die wichtigste Botschaft ist, dass Menschen mit Behinderung den Schritt in die Politik wagen, aber auch, dass die Schweiz die notwendigen Mittel dafür bereitstellt. Die Handlungsfähigkeit besteht in der Nutzung aller zur Verfügung stehenden politischen Instrumente, um physische und soziale Barrieren zu überwinden. Natürlich müsse man diese Instrumente kennen und zu nutzen wissen. «22 Prozent der Schweizer Bevölkerung sind Menschen mit Behinderung. Dieser Anteil ist jedoch weder in der Legislative noch in der Exekutive vertreten. Je mehr wir über Behinderung sprechen, desto mehr wird dies zur Norm. So beginnt die Inklusion.» ■

Anzeige



**arwo**  
www.arwo.ch

**LUST AUF EINEN NEUEN JOB**  
in der arwo Stiftung Wettingen?

Damit unsere Bewohner\*innen so selbstbestimmt wie möglich leben können, suchen wir die besten Begleiter\*innen!

**WIR HABEN EINE MENGE ZU BIETEN ...**

-  6 Wochen Ferien
-  Weiterbildung
-  Zentral gelegen
-  Du-Kultur auf Augenhöhe
-  Humor und offene Fehlerkultur

**RedLine**®  
Software

redline-software.ch  
RedLine Software GmbH · 9000 St. Gallen  
+41 71 220 35 41 · info@redline-software.ch

# «Alle Akteure müssen ihre Verantwortung übernehmen»

Die Herausforderungen in der Langzeitpflege erfordern eine substanzielle Umsetzung der Pflegeinitiative. Die Vorschläge des Bundesrats zur Verbesserung der Arbeitsbedingungen genügen nicht. Das sagen Artiset-Geschäftsführer Daniel Höchli und Markus Leser, Senior Consultant von Curaviva\*. Mit einem Förderprogramm nehmen sie Bund, Kantone und Leistungserbringer in die Pflicht.

Interview: Elisabeth Seifert

## **Der Bundesrat präsentierte Ende Januar Vorschläge zur Umsetzung des zweiten Pakets zur Pflegeinitiative, bei dem es um die Verbesserung der Arbeitsbedingungen geht. Ihr erster Eindruck?**

**Markus Leser:** All die vielen Vorschläge zur Verbesserung der Arbeitsbedingungen werden nicht zu einer echten Lösung führen. Der Bundesrat stellt sich nämlich auf den Standpunkt, die Umsetzung der Initiative darf den Bund nichts kosten. Er schiebt damit die ganze Verantwortung anderen Akteuren zu. Statt die Branche zu entlasten, wird man sie damit immer noch mehr belasten.

## **Bessere Dienstpläne, Lohnzuschläge für kurzzeitige Arbeitszeiteinsätze, ein optimaler Skill-Grade-Mix – dagegen lässt sich eigentlich nichts einwenden?**

**Daniel Höchli:** Wer den Massnahmenkatalog studiert, muss zum Schluss kommen, dass das oberste Primat darin besteht, für den Bund keine Kosten entstehen zu lassen. Es scheint, dass die Verwaltung den Auftrag erhalten hat, im Rahmen dieser Maxime Massnahmen zur Verbesserung der Arbeitsbedingungen zu suchen. Das Resultat ist ein minimaler Beitrag zur Bewältigung der grossen Herausforderung, die auf uns zukommt. Vor allem aber fehlt im Paket des Bundesrats vollständig eine Analyse dieser Herausforderung. Nur aufgrund einer solchen Analyse können wir aber die Probleme angehen und Massnahmen definieren, die wirklich etwas bringen.

## **Als wie gross beurteilen Sie das Problem des Fachkräftemangels?**

**Höchli:** Wir haben drei Faktoren, die den Fachkräftemangel im Pflegebe-

reich stark befeuern werden. Erstens: Der Bedarf wird aufgrund der Demografie bis 2040 um mehr als 50 Prozent steigen, wie ein Bericht des Gesundheitsobservatoriums letztes Jahr aufgezeigt hat. Zweitens: In den nächsten zwei Jahrzehnten werden mehr Menschen in Pension gehen, als junge Arbeitskräfte nachkommen. →

Die Details zum Vorschlag des Förderprogramms von Artiset und Curaviva finden Sie hier:



Drittens: Bei der Pflege handelt es sich um eine Branche, bei der sich nur sehr begrenzt mit Rationalisierungen Personal einsparen lässt.

**Um den erforderlichen Bedarf an Pflegenden zu stemmen, braucht es mehr als nur Pflasterlipolitik?**

**Leser:** Es braucht ein Umdenken in der Gesellschaft. Die Gesellschaft muss den Wert der Pflege, vor allem der Langzeitpflege, erkennen. Wir müssen die Gesellschaft wachrütteln. Das System Politik hinkt der Gesellschaft hinterher. Wir müssen also zuerst die Gesellschaft bewegen, erst dann wird sich die Politik auf den Ebenen Bund, Kanton und Gemeinde bewegen.

**Höchli:** Eine solche Sensibilisierung der Gesellschaft erachte auch ich für sehr wichtig. Wir reden über das feh-

lende Personal, schliesslich geht es aber darum, dass wir den vielen Menschen, die in den kommenden Jahrzehnten auf Pflege und Betreuung angewiesen sein werden, ein Leben in Würde ermöglichen. Die Herausforderung besteht darin, dass wir für diese Menschen einen Rahmen schaffen, sodass es nicht

**«Ähnlich wie bei der Ausbildungs-offensive könnte der Bund über einen bestimmten Zeitraum hinweg einen Beitrag zur Verbesserung der Arbeitsbedingungen sprechen.»**

Daniel Höchli

Schritt für Schritt für Teile der Bevölkerung zu einer gewissen Verelendung kommt.

**Leser:** Um diesen Rahmen zu schaffen, müssen wir auch über die engen Grenzen des KVG hinausdenken. Das KVG fokussiert ja einzig auf die medizinische Versorgung. Damit hochbetagte Menschen in Würde leben können, braucht es aber mehr als die rein medizinische Versorgung. Um zum Beispiel der Einsamkeit entgegenzuwirken, sind auch Strukturen in den Bereichen Begleitung und Betreuung gefragt.

**Höchli:** Wir stehen vor einer umfassenden gesellschaftlichen Herausforderung. Vonseiten der Föderation Artiset und der Branchenverbände propagieren wir schon länger den Sozialraumansatz: Wir können die Unterstützungsaufgaben nicht einfach an Professionelle delegieren. Wir haben schlicht die Ressourcen nicht dafür. Es braucht das Mitwirken von Angehörigen und von Freiwilligen.

**Diese umfassenden Herausforderungen lassen sich allerdings mit der Pflegeinitiative respektive dem neuen Verfassungsartikel allein nicht lösen?**

**Höchli:** Es handelt sich um eine gesellschaftliche Frage, die über die Möglichkeit der gesetzlichen Regulierung hinausgeht. Die Pflegeinitiative kann aber im Bereich des erforderlichen Pflegepersonals einen Beitrag leisten, aber eben nur dann, wenn sie substanziell umgesetzt wird. Neben der Ausbildungs-offensive, die ja bereits beschlossen ist, müssen wir unbedingt sicherstellen, dass wir das ausgebildete Personal mit



Artiset-Geschäftsführer Daniel Höchli engagiert sich für eine Anschubfinanzierung

Fotos: esf

entsprechend guten Anstellungsbedingungen halten können. Andernfalls werden die Bemühungen der Ausbildungs-offensive rasch verpuffen.

### **Die vom Bundesrat vorgeschlagenen Massnahmen stellen aus Ihrer Sicht keine substantielle Umsetzung der Pflegeinitiative dar – was braucht es?**

**Höchli:** Anstellungsbedingungen lassen sich ohne mehr Geld nicht verbessern. Es braucht mehr Geld, auch wenn mehr Geld allein noch keine Garantie dafür ist, dass die Arbeitsbedingungen verbessert werden. Vor dem Hintergrund wachsender Gesundheitskosten haben die Akteure aber immer schnell das Gefühl, die anderen seien zuständig. Der Bundesrat stellt sich auf den Standpunkt, für die Finanzierung sei er nicht zuständig, und er versucht die Finanzierungsverantwortung vollständig auf die Restfinanzierer abzuwälzen, die Kantone und Gemeinden.

**Leser:** Die Bereitschaft der Akteure, zusammenzuarbeiten, ist an einem kleinen Ort. Ob Bund, Kantone oder Leistungserbringer: Sie alle halten sich bei auftretenden Problemen schnell einmal für nicht zuständig und schieben die Verantwortung von sich weg. Es sind immer die anderen, die etwas unternehmen sollen oder zahlen müssen. Es braucht von allen Seiten die Bereitschaft, gemeinsam zu gestalten. Verschiedene Kantone ergreifen jetzt die Initiative. St. Gallen zum Beispiel arbeitet an einem Konzept zur integrierten Versorgung.

**Höchli:** Auch aus anderen Regionen und Kantonen gibt es entsprechende Beispiele. Der Kanton Tessin etwa hat eine Gesamtplanung im Bereich der ambulanten und stationären Langzeitpflege erarbeitet.

### **Die Hauptverantwortung bei der Gesundheitsversorgung liegt allerdings auch tatsächlich bei den Kantonen.**

**Höchli:** Das stimmt grundsätzlich. In der Verfassung heisst es seit der Annahme der Pflegeinitiative indes deutlich: Bund und Kantone sorgen für



Senior Consultant Markus Leser fordert ein Umdenken in der Gesellschaft.

#### **MARKUS LESER IST NEU SENIOR CONSULTANT**

Per 1. Februar 2023 hat Markus Leser, bisheriger Geschäftsführer des Branchenverbands Curaviva, das operative Management von Curaviva auf eigenen Wunsch an seine bisherige Stellvertreterin Anna Jörger übergeben. Anna Jörger übernimmt die Geschäftsführung ad interim. Markus Leser wird bis zu seiner Pensionierung als Senior Consultant für Curaviva tätig sein. In dieser Funktion könne er, wie er betont, seine Expertise optimal nutzen, um die fachlichen Kernthemen von Curaviva voranzutreiben. Ausserdem wird er die Branchen Anliegen in Absprache mit den Verbandsverantwortlichen gegenüber Öffentlichkeit und Behörden vertreten.

eine ausreichende und allen zugängliche Pflege von hoher Qualität. Auch liegt die Kompetenz zur Regelung der Pflegefinanzierung im KVG beim Bund. Wenn man die finanzielle Verantwortung einzig den Kantonen und Gemeinden überlässt, besteht keine Verbindlichkeit, wirklich etwas zu unternehmen. Einige Kantone werden die Restfinanzierung erhöhen, andere nicht. Genau hier setzt unser Vorschlag ein: Wir möchten eine Verbindlichkeit schaffen, was nur möglich ist, wenn alle mitziehen. Alle Akteure müssen ihre Verantwortung wahrnehmen, Bund, Kantone und Leistungserbringer. →



**Info-Anlass  
25. Mai**

**Die Weiche für die  
Zukunft schon gestellt?**

**Leiter/in in Facility Management  
und Maintenance (HFP)**

**Jetzt weiterbilden  
und weiterkommen!**




**strickhof**

**Info-Anlass  
28. März**

**Bereit für die Führung  
des Teams?**

**Bereichsleiter/in Hotellerie-  
Hauswirtschaft (BP)**

**Jetzt weiterbilden  
und Talent entdecken!**



**n|w** Fachhochschule Nordwestschweiz  
Hochschule für Soziale Arbeit

**CAS Altersarbeit als soziales Feld**  
Impulse für die Unterstützung im Alter

Die Lebensphase Alter ist vielfältig. In der Sozialen Arbeit mit älteren Menschen benötigen wir daher ein umfassendes Verständnis für aktuelle Lebenssituationen. Im CAS-Programm lernen Sie praxisnah Grundlagen, neue Konzepte und Formate kennen.

**Modulinhalte:**

- Tabuthemen: Gewalt, Körper, Sucht, Tod
- Gesundheit: Ernährung, Behinderungen, psychosoziale Aspekte
- Soziale Ungleichheit: Altersarmut, Geschlecht, Migration im Alter
- Kommunikation: Beratung von älteren Menschen, Kommunikation in schwierigen Situationen

**Start: 1. September 2023**  
**Jetzt anmelden!**

Weitere Informationen: [fhnw.ch/a05](https://fhnw.ch/a05)



**Die Zukunft  
ist offen.  
Bei uns wird  
darauf  
vorbereitet.**



**Fachkurse, Lehrgänge und  
Inhouse-Weiterbildungen**

- Führung/Management
- Sozial- und  
Kindheitspädagogik
- Pflege und Betreuung
- Gastronomie/  
Hauswirtschaft
- Selbst- und  
Sozialkompetenz

**Weiterbildung**

 Weil erstklassige  
Bildung wirkt.  
[artisetbildung.ch](https://artisetbildung.ch)

**ARTISET  
Bildung**



## AUCH IM SOZIALBEREICH EIN THEMA

Artiset plädiert dafür, das Förderprogramm (siehe Interview) auch auf Dienstleister im Sozialbereich auszudehnen. «Auch bei der Langzeitbetreuung und -begleitung stellt sich die Frage nach einer angemessenen Abgeltung von Leistungen und von anforderungsgerechten Arbeitsbedingungen immer dringlicher», heisst es in einer Mitteilung. Und: «Aus der aktuell schwierigen Situation im Pflegebereich können jetzt die notwendigen Lehren gezogen werden, um eine ähnliche Entwicklung im Sozialbereich zu vermeiden.» Ohne Korrekturmassnahmen werde sich der Fachkräftemangel auch im Sozialbereich weiter akzentuieren. Umso mehr als Pflege und Betreuung sich als Teile einer ganzheitlich, bedürfnisorientierten Gesundheitsversorgung nicht mehr länger trennscharf unterscheiden lassen.

### Mit Ihrem Vorschlag einer Ansubfinanzierung durch den Bund möchten Sie bewirken, dass alle Akteure am gleichen Strick ziehen. Wie soll dies gelingen?

**Höchli:** Ähnlich wie bei der Ausbildungsoffensive könnte der Bund über einen bestimmten Zeitraum hinweg einen Beitrag zur Verbesserung der Arbeitsbedingungen sprechen. Der Bund würde damit einen Anreiz für die Kantone und Gemeinden schaffen, mitzuziehen. So müssten die Kantone ihrerseits ebenfalls Geld auf den Tisch legen. Und so wie bei der Ausbildungsoffensive müssten auch hier die Betriebe ins Boot geholt werden, indem sie verpflichtet werden, bestimmte Massnahmen zur Verbesserung der Arbeitsbedingungen umzusetzen. Wir schlagen hierfür verschiedene Modelle vor. Eine möglichst einfache Wirkungsmessung soll dann überprüfen, ob die Massnahmen etwas bringen.

### Und wenn die Ansubfinanzierung ausläuft: Wer soll dann die Finanzierung besserer Anstellungsbedingungen übernehmen?

**Höchli:** Während der Laufzeit des Programms erarbeiten wir objektive Daten dafür, welche Massnahmen wirklich dazu beitragen, dass die Pflegenden länger im Beruf gehalten werden können. In der Folge geht es dann darum, sowohl die OKP-Beiträge als auch die Restfinanzierung um die dafür nötigen Beiträge zu erhöhen. Wichtig ist, dass beide,

sowohl die Krankenversicherer als auch die Kantone, ihren Teil beitragen.

### Neben Bund und Kantonen sehen Sie auch die Leistungserbringer in der Pflicht?

**Leser:** Ohne mehr Geld vonseiten des Bundes und der Kantone werden wir die grossen künftigen Herausforderungen nicht meistern. Andererseits müssen wir aber den Blick auch auf unsere Branche selbst richten. Es gibt Heime, die von sich sagen, keine Personalprobleme zu haben. Auch unter den aktuellen Rahmenbedingungen haben die Arbeitgebenden die Möglichkeit und die Verantwortung, für möglichst gute Bedingungen zu sorgen.

### Woran denken Sie?

**Leser:** Es geht zum Beispiel um eine gute Arbeitskultur. Die Heimleitung trägt hierfür eine grosse Verantwortung. Schon vor zehn Jahren hat der Branchenverband Curaviva zudem eine Broschüre mit Massnahmen zusammengestellt, die jeder Betrieb umsetzen kann. Zentral ist auch eine auf die Zukunft ausgerichtete Strategie des ganzen Betriebs. Modern geführte Betriebe können Personal besser gewinnen und halten.

**Höchli:** Wir haben in der Branche Hausaufgaben zu bewältigen, was die Arbeitskultur oder die Arbeitsorganisation betrifft. Das Problem des Personalmangels haben wir damit aber noch nicht gelöst. Die Leute wechseln nämlich nicht einfach den Arbeitgeber, son-

dern sie steigen ganz aus der Branche aus; wegen einer zu hohen Belastung zum Beispiel, oder zu wenig Erholung. Wenn man diese Parameter verändern will, dann braucht es mehr Geld.

### Versicherer und Kantone zu höheren Beiträgen in der Regelfinanzierung zu bewegen, wird eine riesige Herausforderung sein?

**Leser:** Wenn wir nichts machen, dann werden viele Heime künftig gezwungen sein, Betten zu reduzieren. Was aber geschieht dann mit den vielen hochbetagten Menschen, die auf eine professionelle Pflege und Betreuung angewiesen sind?

**Höchli:** Es wird dann gelingen, wenn die Überzeugung wächst, dass wir wirklich etwas machen müssen. Es gelingt nicht, wenn die Verhinderung des Prämienwachstums das oberste Primat ist. Aufgrund der Demografie werden wir in der Langzeitpflege künftig ein Mengenwachstum haben. Wir dürfen die alten Menschen nicht zu Geiseln der Überzeugung machen, dass die Gesundheitskosten in diesem Bereich nicht steigen dürfen. ■

\* Daniel Höchli ist Geschäftsführer der Föderation Artiset mit ihren Branchenverbänden Curaviva, Insos und Youvita.

\* Markus Leser ist Senior Consultant des Branchenverbands Curaviva.

Die Vorschläge des Bundesrats zur Umsetzung des zweiten Pakets der Pflegeinitiative finden Sie hier:





# Zahngesundheit für Kinder mit Behinderung

Die Zahngesundheit von Kindern mit Behinderung wird vernachlässigt. Bisher fehlten spezifische Informationen und Hilfsmittel für diese Kinder, ihre Eltern und Betreuungspersonen und zahnärztliche Fachpersonen. Neu bietet die Plattform «ZaZa» zielgruppenspezifische Unterstützung an.

Von Rahel Jakovina\*



«Patient mit Behinderung, 30, verliert wegen Parodontitis auf Grund mangelnder Zahnreinigung all seine Zähne.» Was sich liest wie eine Nachricht aus früheren Zeiten, ist noch heute kein Einzelfall. Menschen mit Behinderung sind auch aktuell von folgenschwerer Vernachlässigung der Zahngesundheit bedroht. Das gilt besonders für Kinder mit Behinderung. Während Kinder im Regelschulbetrieb gut mit Prophylaxemassnahmen versorgt sind, werden Kinder mit Behinderung oft nicht im gleichen Mass und in gleicher Regelmässigkeit berücksichtigt. Dazu kommt, dass die Mund- und Zahnpflege Eltern und Betreuungspersonen von Kindern mit Behinderung vor besondere Herausforderungen stellt.

### Verzögerte Behandlungen

Cornelia Filippi ist Kinderzahnärztin und Leiterin der Abteilung Prophylaxe in der Klinik für allgemeine Kinder- und Jugendzahnmedizin des Universitären Zentrums für Zahnmedizin in Basel. Sie sagt: «Kinder mit Behinderung haben öfter Karies und Entzündungen im Mundraum, können ihr Unwohlsein oder ihre Schmerzen aber teilweise nicht verbal ausdrücken. Das führt zu verzögerten Behandlungen, und

ihre zahnmedizinischen Beschwerden können sich gravierend auf andere Organe und ihre Allgemeingesundheit auswirken.»

Der Bedarf für Zahnarztbesuche ist bei Kindern mit Behinderung höher und in der Regel für alle Beteiligten mit grossem Stress und zeitlichem Aufwand verbunden. Der Stress und die zahnmedizinische Unterversorgung von Kindern mit Behinderungen hängen von einem Mangel an spezialisiertem Know-how bei allen Beteiligten ab. Recherchen und eine Umfrage, die im Auftrag von Youvita bei zahnärztlichen Fachpersonen und Betreuungspersonen durchgeführt wurde, zeigen: Es gibt kaum Hilfsmittel, die auf Kinder mit Behinderung abgestimmt sind. Behandelnde, Eltern und Betreuungspersonen werden unzureichend unterstützt. Das führt unter anderem dazu, dass einige Zahnarztpraxen Kinder mit Behinderung nicht als Patientin oder Patient aufnehmen.

### Recht auf Gleichberechtigung

Kinder mit Behinderung haben allerdings das Recht auf einen gleichberechtigten Zugang zu den Gesundheitsdiensten. Die Qualität der Versorgung muss derjenigen anderer Menschen entsprechen. Das schliesst mit ein, dass ihre Bedürfnisse berücksichtigt werden, ihre Autonomie gewahrt wird und Behandlungen nur nach Aufklärung und im Einvernehmen mit den Patientinnen und Patienten durchgeführt werden. Voraussetzung dafür ist, dass Kinder mit Behinderung Zusammenhänge und Abläufe für sie verständlich vermittelt bekommen, ihre Kommunikationsmöglichkeiten berücksichtigt werden und ihren Anliegen Gehör geschenkt wird. Betreuungspersonen und zahnärztliche Fachpersonen sehen deutlichen Handlungsbedarf in der Umsetzung dieser von der UN-Behindertenrechtskonvention vorgesehenen Rechte.

Die Umfrage von Youvita macht deutlich: 50 bis 70 Prozent der Kinder mit Behinderung sind bei der Mund- und Zahnhygiene sowie bei Zahnarztbesuchen auf Unterstützung angewiesen. Zahngesundheit entsteht darum im Miteinander zwischen Kind, Eltern und/oder Betreuungspersonen und behandelnden Fachpersonen. Auf geeignete Weise muss das Wissen von Kindern mit Behinderung zu Mund, Zähnen, Prophylaxe sowie zu Abläufen in Zahnarztpraxen und nicht zuletzt zu ihren Rechten gestärkt werden. Behandelnde Fachpersonen müssen Abläufe auf die Bedürfnisse ihrer jungen Patientinnen und Patienten ausrichten, sich und die Betreuungspersonen spezifisch auf die Behandlung vorbereiten und spezielle Ressourcen (z. B. räumliche technische, personelle) zur Verfügung haben. Besonders wichtig ist die Rolle der Eltern oder Betreuungspersonen, das betont auch Cornelia Filippi: «Staatliche Prophylaxemassnahmen greifen heute erst ab dem Schuleintritt. Wichtig für die Zahngesundheit ist aber die Zahnhygiene ab frühester Kindheit. In den ersten zwei Lebensjahren entwickeln sich Gewohnheiten – auch bei Menschen mit Behinderung –, und diese gilt es im Anschluss aufrechtzuerhalten.» →

Eltern und Betreuungspersonen brauchen für diese Aufgabe geeignete Unterstützung. Sie müssen nicht nur Bescheid wissen über die Bedeutung der Prophylaxe, sondern auch Tipps, Tricks und Angebote kennen, die die Situation von Kindern mit Behinderung berücksichtigen. Cornelia Filippi sagt: «Kinder orientieren sich an ihren Begleitpersonen. Deren Grundhaltung wird entscheidend übertragen. Es ist wichtig, dass die Begleitpersonen selbst erwarten, dass ihnen in der Zahnarztpraxis nette und kompetente Menschen begegnen werden, dass das Kind mit Behinderung sich getraut wird, den Mund zu öffnen, dass die Erfahrung eine angenehme sein wird. Dann ist auch im Kind die Überzeugung spürbar: Es wird gut, und ich kann das. Das hilft ungemein.» In der Vorbereitung und beim Zahnarztbesuch ist deshalb eine sorgfältige verbale und nonverbale Kommunikation entscheidend. Positive Suggestionen und das Vermeiden angstbesetzter Wörter wirken unterstützend.

### Die Zähne wahrnehmen und gern haben

Die neue webbasierte Plattform «ZaZa» nimmt diese Anliegen auf. Hier lernen Kinder die Figur Zaza kennen, mit der sie sich schnell identifizieren können. Zaza hilft ihnen, die Zähne wahrzunehmen und sie gerne zu haben. Der Wunsch, sich gut um sie zu kümmern, wird gestärkt, und die Kinder lernen die Zahnhygiene sowie zahnärztliche Personen und Prozesse als wertvolle Hilfen kennen. «ZaZa» wurde speziell entwickelt für die Bedürfnisse von Kindern mit Behinderungen. Die Sprache ist einfach und das Erzähltempo entschleunigt. In Zukunft wird die Plattform zudem Elemente der unterstützten Kommunikation aufgreifen.

Mit «ZaZa» haben es sich Fachpersonen des Universitären Zentrums für Zahnmedizin, die Kommunikationsprofis von neko interactive und Youvita zur gemeinsamen Aufgabe gemacht, allen Kindern mit Behinderung, deren Eltern und Betreuungspersonen sowie zahnärztlichen Fachpersonen beizustehen. Finanziell unterstützt wird das Anliegen vom

Eidgenössischen Büro für die Gleichstellung von Menschen mit Behinderung, der Christoph Merian Stiftung, der Stiftung Walter Fuchs, der Stiftung für das behinderte Kind und der Kantonszahnärztin des Kantons Basel-Stadt. Dank dieser Unterstützung ist «ZaZa» eine fachlich fundierte und zielgruppenspezifisch aufbereitete Wissensbasis, die öffentlich und kostenlos zugänglich ist. Es stehen 14 Videos, eine Wissensplattform mit über 80 Fragen und Antworten und unzählige unterstützende Hilfsmittel wie Bastelanleitungen, Lese- und Malbögen und interaktive Spiele für Kinder und Checklisten, Fragebögen und Wegleitungen für behandelnde Fachpersonen zur Verfügung. Hilfsmittel, Abläufe und Begriffe sind sorgfältig aufeinander abgestimmt. Sie werden zu Hause und in der Praxis eingesetzt und geben als verbindendes Element Sicherheit und Vertrauen. Cornelia Filippi, die Mitglied der «ZaZa»-Projektleitung ist, beschreibt ihre Vision: «Durch den Zugang zum nötigen Wissen finden Mund- und Zahnhygiene künftig auch bei Kindern mit Behinderungen ab Durchbruch der ersten Zähne regelmässig statt. Gut vorbereitet, werden Besuche in der Zahnarztpraxis positiv erlebt. Kinder mit Behinderung sollen in allen Zahnarztpraxen genauso willkommen sein wie Menschen ohne Behinderung. Ihre Zahngesundheit soll weder von Zahnärzten, Eltern noch anderen Fachpersonen vernachlässigt werden. Dabei hilft 'Zaza'. Brauchen wird es aber auch den politischen Willen dafür, die Betreuung und Behandlung von Kindern mit Behinderung mit mehr Ressourcen wie Behandlungs- und Betreuungszeit, spezieller Vorbereitung und spezifischem Wissen auszustatten.» ■

\* Rahel Jakovina ist Fachmitarbeiterin des Branchenverbands Youvita.

[www.zaza.care](http://www.zaza.care)

Anzeige



**VOM ALTERSZENTRUM  
ZUM INTEGRIERTEN VERSORGER**

«Das Konzept "Altersheim" allein greift nicht mehr, die Angebote in der Pflege und Betreuung der älteren Generation müssen definiert werden. Gerne berate ich Sie persönlich!»

*Ihre Spezialisten für Spital, Heim und Spitex*

**KELLER**  
UNTERNEHMENS  
BERATUNG

Strategie  
Projekte  
Controlling  
Prozesse

STEPHAN KUNZ [www.keller-beratung.ch](http://www.keller-beratung.ch) 056 483 05 10 5405 Baden-Dättwil

# «Viele Fachkräfte sind zu wenig für den partnerschaftlichen Ansatz sensibilisiert.»

Handlungsfähigkeit und Selbstbestimmung älterer Menschen sind Schlüsselfragen für die Zukunft der Gesundheitsversorgung. Philippe Anhorn, der Direktor des Réseau Santé Région Lausanne\*, ist deshalb ein klarer Verfechter der Partnerschaft mit Patientinnen und Patienten oder Pflegeheimbewohnenden. Er hat auch seine 2021 eingereichte Dissertation diesem Thema gewidmet.

Interview: Anne Vallelian

**Herr Anhorn, mit der älter werdenden Bevölkerung und dem Pflegepersonalmangel steht die Zukunft der Gesundheitsversorgung nicht gerade unter einem guten Stern. Welche Bedeutung kommt vor diesem Hintergrund der Selbstbestimmung zu?**

Angesichts der demografischen Entwicklung werden weniger Gesundheitsfachpersonen, aber auch weniger nicht professionelle Ressourcen wie Angehörige zur Verfügung stehen, um sich um die immer zahlreicher werdenden pflegebedürftigen älteren Menschen zu kümmern. Damit verschärft sich die Frage nach der Selbstbestimmung. Die Konsum- und Freizeitwelt hat die heutige Generation dazu erzo-gen, ihren Willen zu äussern. Anders als unsere Vorgängergeneration akzeptieren wir weniger schnell, was von uns verlangt wird.

**Dann haben wir es also mit einer Generationenfrage zu tun?**

Ich denke ja, zumindest teilweise. Die Generation unserer Grosseltern befolgte die ärztlichen Anweisungen. Die Gesundheitsversorgung funktionierte ohne die Patientinnen und Patienten. Dann kam die sogenannte patientenzentrierte Zeit, in der man sich bemühte, alles für sie zu tun. Künftig müsste das System auf eine Funktionsweise mit ihnen ausgelegt sein. Dieser Ansatz kann sich aber als kompliziert erweisen bei Personen, die dies gar nicht einfordern oder auch nicht über die dafür nötige Gesundheitskompetenz verfügen. Wir stellen jedoch fest, dass die meisten Patientinnen und Patienten interessiert sind an einer Beziehung auf Augenhöhe mit den Fachpersonen.

**Wie kann die Selbstbestimmung gefördert werden?**

Man muss den Menschen die Möglichkeit geben, sich zu äussern, auch wenn es für sie nicht immer einfach ist, da es um ihre Intimsphäre und ihre eigenen Werte geht. Nehmen wir als Beispiel die Patientenverfügung. Das Vorgehen ist nicht selbstverständlich, denn die Formulare sind nicht so leicht zu verstehen und auszufüllen. Deshalb ist es wichtig, die Menschen zu begleiten, wenn sie eine Patientenverfügung aufsetzen möchten. Zu diesem Zweck haben wir seit 2016 innerhalb unseres Netzwerks ein Angebot für die gesundheitliche Vorausplanung aufgelegt, das wir nun auf kantonaler Ebene umsetzen. Es handelt sich dabei um einen Gesprächsprozess zwischen der betroffenen Person, ihren Angehörigen und geschulten Fachteams. Die betroffene Person soll dabei ihre Werte, Erwartungen und Behandlungswünsche äussern können. Dadurch ist es für sie →

«WÄRE ICH ALS MÄDCHEN  
IN NEPAL GEBOREN, HÄTTE ICH  
MIR **DAS SCHREIBEN** WOHL  
**SELBST BEBRINGEN** MÜSSEN.»

*Federica de Cesco, Autorin*



**SCHWEIZER  
FRAUEN  
FÜR MÄDCHEN  
WELTWEIT.**

Mädchen in Armutsregionen werden oft unterdrückt, ausgebeutet und ihrer Rechte beraubt. Als eines der grössten Kinderhilfswerke der Welt fördert Plan International gezielt Mädchen. Denn Mädchenbildung bedeutet Entwicklung – nicht nur für die Mädchen selbst, sondern auch für die Zukunft ihres Landes. Danke, dass Sie helfen: PC 85-496212-5, [www.plan.ch](http://www.plan.ch)



## Aktuell

einfacher, einen therapeutischen Vertreter oder eine therapeutische Vertreterin für die Verfassung einer Patientenverfügung oder eines Vorsorgeauftrags zu bezeichnen. Die gesundheitliche Vorausplanung ist ein gutes Beispiel für eine Partnerschaft der Gesundheitsfachpersonen mit Patientinnen und Patienten.

### **An wen richtet sich dieses Angebot der gesundheitlichen Vorausplanung, auch Advance Care Planning genannt?**

Nehmen wir als Beispiel den Pflegeheimeintritt einer Person mit starker Pflegebedürftigkeit, die vielleicht nicht mehr urteilsfähig ist. In diesem Fall wird man sich auf ihren mutmasslichen Willen oder auf die Anweisungen ihrer therapeutischen Vertretung stützen. Die Angehörigen spielen dabei eine wichtige Rolle, aber die Situation ist alles andere als einfach. Oft sind sich beispielsweise die Kinder nicht einig, wenn es um die Reanimation geht. Die Begleitung erfordert folglich viel Zeit und Feingefühl, um zu einem Ergebnis zu gelangen, das durch eine gesundheitliche Vorausplanung mit der betroffenen Person bereits einige Zeit früher hätte erreicht werden können. Auch für jüngere Menschen mit chronischen, fortschreitenden Erkrankungen kann ein solches begleitetes Vorgehen sehr nützlich sein.

### **Die gesundheitliche Vorausplanung bezieht die betroffenen Personen umfassend mit ein ...**

Die gesundheitliche Vorausplanung beschränkt sich nicht auf ein Formular, sondern ermöglicht es vielmehr, organisiert und umfassend zu planen, was zu tun ist, wenn jemand nicht mehr selbst entscheiden kann. Im Rahmen der gesundheitlichen Vorausplanung können die Personen über die gewünschten Behandlungen und ihre Lebensentscheidungen sprechen. Ich bin davon überzeugt, dass dieses Instrument zu weniger Notfall- und Akutbehandlungen beitragen wird, die kostspielig und von den Patientinnen und Patienten oft gar nicht erwünscht sind.

### **Wie können ältere Menschen ihre Selbstbestimmung geltend machen?**

Sehr viele Menschen wissen noch gar nicht, dass dies möglich ist, und fragen auch nicht danach, bis sie dann plötzlich mit dem Rücken zur Wand stehen. Aber dann gibt es auch eine kleine Minderheit von Personen, die sich sehr wohl darum kümmern, weil sie diese Situation bereits mit einer nahestehenden Person erlebt haben. Wenn man will, kann man sich auf das Alter und das Lebensende vorbereiten, indem man seinen Willen äussert. Das Thema ist in unserer Gesellschaft nach wie vor ein grosses Tabu. Hohes Alter und Tod werden wenig thematisiert, obwohl sie es sein sollten. Heutzutage zeigt die



«Wenn die Menschen ihre Wünsche äussern können, wirkt sich das positiv auf die Pflegequalität aus», stellt Philippe Anhorn fest. Foto: Privat

Werbung viele sehr aktive Rentnerinnen und Rentner. Das ist an sich gut, doch die letzten Lebensjahre werden dabei ausgeblendet. Gerade diese werfen jedoch gesellschaftliche Fragen auf und sind sehr kostspielig für das Gesundheitssystem. Es ist höchste Zeit, Klarheit in diesen Fragen zu schaffen.

### **Wie wirkt sich eine solche Partnerschaft auf die Arbeit der Leistungserbringer aus?**

Viele Institutionen und Fachkräfte sind nicht ausreichend für den partnerschaftlichen Ansatz sensibilisiert. Eine praktizierende Kollegin hat mir von einem Workshop über psychische Gesundheit erzählt, an dem sie vor einiger Zeit zusammen mit Ärzten und →

Ärztinnen teilgenommen hatte. Alle gaben an, partnerschaftlich zu arbeiten, indem sie grossen Wert darauf legten, ihren Patientinnen und Patienten alle relevanten Informationen zu vermitteln. Aber der partnerschaftliche Ansatz umfasst nicht nur die Übermittlung von Information, sondern auch ein offenes Ohr für die betroffenen Personen und die Berücksichtigung ihrer Entscheidungen. In diesem Workshop wurde einem Arzt plötzlich

der Zusammenarbeit in Pflegepartnerschaften, indem sie mit den Bewohnerinnen, Bewohnern und deren Angehörigen Betreuungsprojekte erarbeiten. Aber die gesundheitliche Vorsorgeplanung erfolgt wesentlich durch den Arzt oder die Ärztin. In allen Bereichen der Institutionen gibt es Partnerschaft: in der Küche, Wäscherei oder Animation. Nur in der Pflege ist ein Dialog beinahe nicht möglich. Aktuell werden über 80 Personen im Kanton in gesundheit-

Spitalaustrittsberichte und Laborergebnisse kann das Gesundheitspersonal im EPD hinterlegen. Die betroffenen Personen können gewisse Dokumente wie die Patientenverfügung auch selbst hinzufügen. Dabei ist zu sagen, dass sie immer Eigentümer ihres EPD und dessen Inhalts bleiben und für jedes enthaltene Dokument entscheiden können, wer Zugriff darauf hat.

### **Der Titel Ihrer Dissertation in Gesundheitsmanagement lautet frei übersetzt: Partnerschaft als ökosystemische Notwendigkeit am Beispiel des Réseau Santé Région Lausanne. Können Sie uns ein paar Worte dazu sagen?**

Ich sehe das regionale Gesundheitssystem wie ein Geschäfts-Ökosystem, das selbstverständlich auf die Bedürfnisse seiner Kundschaft eingehen muss. In meiner Dissertation habe ich nach der Forschungs- und Interventionsmethode die Einführung der gesundheitlichen Vorausplanung im Réseau Santé Région Lausanne begleitet. Dabei habe ich auch zwei Umfragen mit Fragebogen bei den regionalen Akteuren durchgeführt, um ihre Meinungen und Erwartungen in Bezug auf die Partnerschaft zu ermitteln. Dank der Ergebnisse meiner Arbeit kann ich den politischen Instanzen, leitenden Personen von Gesundheitseinrichtungen und dem gesamten Gesundheitspersonal Argumente und Empfehlungen für die Einbindung von Partnerschaften in ihre Strategien oder – noch besser – für die Ausarbeitung einer gemeinsamen Gesundheitsstrategie unterbreiten. Und dabei darf natürlich der Einbezug der Patientinnen, Patienten und ihrer Angehörigen nicht vergessen gehen. ■

\* Philippe Anhorn ist Direktor des Réseau Santé Région Lausanne. In dieser Funktion referierte er anlässlich der Westschweizer Tagung des Branchenverbands Curaviva Anfang November zum Thema «Le réseau dans tous ses états» über die Partnerschaft und Zusammenarbeit mit den Betroffenen.

## **«95 Prozent der Gesundheitsfachpersonen sind der Meinung, dass sie partnerschaftlich arbeiten, aber nur knapp 45 Prozent der Patientinnen und Patienten nehmen das so wahr.»**

Philippe Anhorn

klar, was dies bedeutet: Ich muss Partner sein, auch wenn ich mit etwas nicht einverstanden bin. In meiner Dissertation konnte ich nachweisen, dass 95 Prozent der Gesundheitsfachpersonen der Meinung sind, dass sie (systematisch oder gelegentlich) partnerschaftlich arbeiten, dies aber nur knapp 45 Prozent der Patientinnen und Patienten auch so wahrnehmen.

### **Wie lautet die Lösung?**

Die Ausarbeitung einer Strategie ist sehr wichtig. Um diese Diskrepanz zu beheben, muss einerseits ein Bildungsangebot für die Entwicklung einer gemeinsamen Kultur und Sprache geschaffen werden, andererseits sind konkrete Instrumente wie die gesundheitliche Vorsorgeplanung zur Verfügung zu stellen. Tatsache ist, dass innerhalb des Netzwerks nicht alle vom Gleichen sprechen, und dem muss man Gegensteuer geben. Einige Pflegeheime meines Netzwerks gehen sehr weit bei

licher Vorausplanung geschult. Es ist also eine neue Zeit angebrochen, aber die Umsetzung ist schwierig: In gewissen Bereichen gelingt es dem Personal aus Zeitmangel noch nicht, die Partnerschaft in die Berufspraxis zu integrieren.

### **Wie wirkt sich der partnerschaftliche Ansatz auf die Betreuungsqualität aus?**

Wenn die Menschen ihre Wünsche äussern können, wirkt sich das auf jeden Fall positiv auf die Qualität aus. Diese Qualität misst man nicht mit biomedizinischen Indikatoren, sondern ganz einfach mit Zufriedenheitsumfragen.

### **Sie setzen sich auch stark für das elektronische Patientendossier EPD ein. Ist dies ein weiteres konkretes Beispiel für die geforderte Partnerschaft?**

In der Tat, denn Eigentümer und Verwalter des EPD ist der Patient respektive die Patientin selbst. Rezepte,



# Selbstständigkeit fördern

Das Projekt «Daheim statt Heim» hat für die stationäre Kurzzeitpflege ein Programm zur Förderung des Selbstmanagements von älteren Menschen ausgearbeitet – damit diese nicht frühzeitig pflegeabhängig werden.

Von Rouven Brenner, Myrta Kohler und Heidrun Gattinger\*

Ältere Menschen, die nach einem Spitalaufenthalt einen erhöhten Pflegebedarf haben, können in einem Pflegeheim einen Kurzzeitpflegeplatz in Anspruch nehmen. Am Ende der Kurzzeitpflege steht die Rückkehr in ein weitestgehend selbstständiges Leben. Allerdings fehlen in den meisten Heimen Konzepte zur Förderung des Selbstmanagements. Dadurch verschlechtern sich die Chancen der Betroffenen, ihre Selbstpflegefähigkeit zurückzugewinnen und in ein selbstständiges Leben ausserhalb von Institutionen zurückkehren zu können.

Das liegt unter anderem auch daran, dass sowohl für die Betroffenen als auch für die Institutionen eine nicht zufriedenstellende Finanzierung der Kurzzeitpflege besteht, die bewusst die Selbstmanagementförderung ins Zentrum stellt. Die Betroffenen müssen neben Franchise und Selbstbehalt für Pflege- und Betreuungsleistungen auch vollumfänglich die Kosten für die Hotellerie tragen.

Um die Bedürfnisse der Zielgruppen abzudecken und die damit verbundene Versorgungslücke zu schliessen, verfolgt das von der Gesundheitsförderung Schweiz unterstützte Projekt «Daheim statt Heim» folgende Ziele:

- Die Entwicklung und Evaluation eines Programms zur Förderung des Selbstmanagements von älteren Personen, die nach einem Spitalaufenthalt einen Kurzzeitpflegeplatz in Anspruch nehmen. Dieses Programm soll einer frühzeitigen Pflegeabhängigkeit entgegenwirken und zur

Verbesserung von Autonomie und Lebensqualität der Betroffenen führen.

- Die nicht zufriedenstellende Situation der Finanzierung der Kurzzeitpflege zwecks Selbstmanagementförderung soll analysiert und ein Geschäftsentwicklungsmodell entwickelt werden.

Die Lösungsansätze, um innerhalb des Projekts diese Ziele zu erreichen, verfolgen dabei einen partizipativen Ansatz, in denen sowohl das Programm zur Förderung des Selbstmanagements als auch das Geschäftsentwicklungsmodell gemeinsam mit den relevanten Stakeholders (Gesundheitsfachpersonen, ältere Personen mit Kurzzeitpflegebedarf und deren Angehörige, Finanzexpertinnen und -experten der Institutionen, Vertreterinnen und Vertreter von den Krankenkassen und der Politik) entwickelt und durch diese validiert wurde.

Das spezifisch entwickelte Programm zur Förderung des Selbstmanagements von älteren Menschen, die einen Kurzzeitpflegeplatz in einer Pflegeinstitution in Anspruch nehmen, basiert auf vier Pfeilern (siehe Grafik Seite 50). In drei Praxisinstitutionen wurde es in einem Pilotversuch getestet. Dafür wurde es an die spezifischen Bedürfnisse und Gegebenheiten der Institutionen angepasst. So ist beispielsweise das vorhandene Pflegeanamnesegespräch hinsichtlich ressourcenorientierter Fragestellungen optimiert worden.

In zwei aufeinander aufbauenden Workshops (ressourcenorientierte und personenzentrierte [RES&P] →

## Vier Pfeiler des Programms zur Förderung des Selbstmanagements



Betreuungskultur und Pflegeplanung) sind die Haltung und das Wissen der Gesundheitsfachpersonen hinsichtlich einer RES&P-Pflege und -Betreuung adressiert worden. Beispielsweise wurde im interprofessionellen Austausch über das eigene Verständnis von Ressourcenorientierung diskutiert. Im Workshop RES&P-Pflegeplanung wurden unter anderem die gemeinsamen Ziel- und Prioritätensetzungen und die Austrittsplanung vertieft besprochen. Zudem wurden sogenannte «Champions» – Personen, die Verantwortung für die Weiterführung des Programms übernehmen sollen – ins Programm eingeführt und mittels Coaching und Beratung begleitet. Die Kinästhetik-Trainerinnen nahmen u.a. an einer interinstitutionellen Veranstaltung teil, an der ein fokussiertes Assessment zur Förderung der Bewegungskompetenz vermittelt wurde. Dieses Assessment sollte in der Praxis kurz nach Eintritt bei der Zielgruppe durchgeführt werden und als Grundlage der Bewegungsförderung in die RES&P-Planung der Pflege und Betreuung einfließen.

### Erfolgreich getestet

Das Programm zur Förderung des Selbstmanagements von älteren Menschen konnte im Pilotversuch erfolgreich implementiert und bezüglich der definierten Kriterien (z.B. Lebensqualität und Funktionalität der Betroffenen) evaluiert werden. Die Programminhalte wurden von den Gesundheitsfachpersonen sehr gut beurteilt. Vor allem das Coaching, das im Verlauf des Projektes von einer Pflegefachperson mit erweiterter Kompetenz (Advanced Practice Nurse) durchgeführt wurde, wurde geschätzt.

Mit dem Geschäftsentwicklungsmodell steht erstmals ein umfassendes Modell zur Verfügung, das Langzeitpflegeinstitutionen bei der Einführung bzw. Etablierung eines Angebots zur Selbstmanagementförderung im Zuge einer Kurzzeitpflege zur Verfügung steht. Die Entwicklung des Geschäftsentwicklungsmodells wurde durch die Grundsätze der «koordinierten Versorgung» geleitet. «Koordinierte Versorgung» kann als Gesamtheit von Verfahren definiert werden, die dazu dienen, die Behandlungsqualität über die

ganze Behandlungskette hinweg zu verbessern. Im Zentrum stehen die Betroffenen mit deren Angehörigen sowie deren Integration und die Koordination entlang der ganzen Betreuung.

Der Einbezug der relevanten Stakeholders sowohl bei der Entwicklung des Programms als auch des Geschäftsentwicklungsmodells hat sich hinsichtlich der Qualität und Akzeptanz dieser Bestandteile bewährt. Ebenso erwies es sich in der Umsetzung als förderlich, wenn die Coachings durch eine pflegerische Fachperson mit ausgewiesener Expertise in der stationären Langzeitpflege und mit einem Masterabschluss in Pflegewissenschaft durchgeführt werden. Dies unterstützt den Theorie-Praxis-Transfer während der Implementierungsphase und fördert die Akzeptanz der Pflegefachpersonen.

### Weitere Schritte müssen folgen

Das Projekt «Daheim statt Heim» benennt eine wichtige Versorgungslücke im schweizerischen Gesundheitswesen. Gerade hinsichtlich der staatlichen Massnahmenpakete zur Kostendämpfung im Gesundheitswesen wie auch bei den Entwicklungen hin zu integrierten Versorgungsmodellen, hat das Projekt hohe Relevanz. Weiterführende, wissenschaftlich begleitete Implementierungen in stationären Langzeitpflegeinstitutionen und eine forschungsbasierte Evaluation sind, gerade auch aufgrund der Dynamik im Gesundheitswesen, indiziert. Weiterführung und Weiterentwicklung von ausgewählten Projektelementen sind durch das Institut für Angewandte Pflegewissenschaften (IPW-OST) angedacht und in Abklärung. ■

\* Rouven Brenner (MScN) ist wissenschaftlicher Mitarbeiter Kompetenzzentrum Rehabilitation & Gesundheitsförderung am Institut für Angewandte Pflegewissenschaft der Ostschweizer Fachhochschule

\* Myrta Kohler (Prof., Dr.) leitet das Kompetenzzentrum Rehabilitation & Gesundheitsförderung des Instituts für Angewandte Pflegewissenschaft der Ostschweizer Fachhochschule

\* Heidrun Gattinger (Prof. Dr.), leitet das Institut für Angewandte Pflegewissenschaft der Ostschweizer Fachhochschule.

# «Selbstwirksamkeit und Sinn im Alltag erfahren»

Neben der Pflege wird auch die Betreuung hochbetagter Menschen in den Alters- und Pflegeheimen komplexer. Die diplomierte Aktivierungsfachfrau Manuela Röker\* erläutert, wie die Lebensqualität und das Wohlbefinden jedes einzelnen Individuums gefördert werden können, was auch zur Entlastung der Pflege beiträgt.

Interview: Elisabeth Seifert

## **Frau Röker, was bedeutet «Aktivierung» für Sie als Vertreterin der diplomierten Aktivierungsfachpersonen HF?**

Unter dem Begriff «Aktivierung» werden sehr viele verschiedene Angebote subsumiert. Entsprechend vielfältig sind die entsprechenden Aus- und Weiterbildungen. Das dreijährige Studium zur diplomierten Aktivierungsfachperson HF gibt es seit 2008. Ich war damals im Pilotlehrgang mit dabei. Es handelt sich um einen, verglichen mit der Pflege, jungen Beruf, der über eine eigene Methodik und über ein spezifisches Verständnis von Aktivierung verfügt, das auf der Salutogenese basiert. Entscheidend ist für uns diplomierte Aktivierungsfachpersonen, dass die Menschen Selbstwirksamkeit und Sinn in ihrem Alltag erfahren können, trotz funktionellen Einschränkungen oder Rahmenbedingungen durch ihre Wohnsituation.

## **«Aktivierung» ist für Sie also nicht einfach gleichzusetzen mit der Organisation eines Bastelnachmittags oder dem Auftritt eines Clowns?**

Diplomierte Aktivierungsfachfrauen und -männer gehen von einem personenzentrierten Ansatz aus. Es geht also darum, die Lebensqualität und das Wohlbefinden jedes einzelnen Individuums zu fördern. Wir denken vom Menschen aus und konzipieren dann die Aktivitäten und nicht umgekehrt. Einzel- und Gruppenangebote sind auf Grund der Finanzierung begrenzt, so ist die Aktivierung auch gefordert, den grössten gemeinsamen Nenner unter den Bewohnern für Gruppenangebote zu finden.

## **Wie gelingt es, bei der Konzeption der Aktivitäten von den Bedürfnissen der Menschen auszugehen?**

Wir arbeiten mit dem therapeutischen Prozess. Dieser beginnt mit einer Informationssammlung, bei der die Bedürfnisse und Interessen der Menschen erfasst werden. Zudem fliessen die Infos der Pflege und auch von Angehörigen mit ein. Im Anschluss machen wir eine Analyse und formulieren Ziele, grundsätzlich in Abstimmung mit den Bewohnenden und der Pflege. Wenn wir feststellen, dass Ressourcen fehlen, um den Alltag selbstständig zu gestalten, dann unterstützen wir die Bewohnenden mit passenden Interventionen. Wir schaffen dabei Räume, um Selbstbestimmung und Partizipation zu erleben. Dabei umfasst die Zielausrichtung ein Spektrum von präventiven und rehabilitativen Ansätzen bis hin zur palliativen Begleitung.

**Können Sie ein Beispiel nennen?**  
Aus meiner Zeit als Aktivierungsfachfrau erinnere ich mich gerne an →



Manuela Röker ist Co-Präsidentin des Schweizerischen Verbands der Aktivierungsfachfrauen und -männer. Foto: Privat

einen Professor, der nach dem Eintritt ins Pflegeheim mit seinem «Rollenverlust» haderte. Er zog sich zu Beginn stark zurück und wirkte unglücklich. Durch Gespräche konnte eine tragfähige Beziehung aufgebaut und Wertschätzung vermittelt werden. Es entstand ein Vertrauensverhältnis, und ich konnte ihm erklären, dass es in mehreren Gruppen vielseitig interessierte Menschen gibt. Er nahm daraufhin am Gedächtnistraining teil, das wir auf Wunsch der Bewohnenden als Weltreise gestaltet haben. Er erlebte innerhalb der Gruppe Anerkennung und konnte so nach und nach wieder eine sinnstiftende Rolle finden.

### **Viele Menschen in den Heimen leben mit einer fortschreitenden Demenz: Wie funktioniert die Aktivierung hier?**

Ganz wichtig ist es hier, biografische Informationen zu sammeln und Angebote zu kreieren, die daran anschliessen. Bei einer fortgeschrittenen Demenz müssen Aktivitäten individuell in handhabbare Schritte aufgliedert werden. Die Aktivierung sucht nach Kompensationen, damit sich die Menschen selbst bei grossen Einschränkungen als selbstwirksam erleben können und nicht mit ihren Defiziten konfrontiert werden.

### **Wo und wie verorten Sie den Beruf der Aktivierungsfrauen respektive -männer innerhalb der Gesundheitsberufe?**

Nach der WHO ist Gesundheit ein Zustand von körperlichem, sozialem und geistigem Wohlbefinden. Wenn man Gesundheit ganzheitlich versteht, können Aktivierungsfachpersonen einen wichtigen Beitrag leisten, damit Menschen sich als gesund erleben können. In den verschiedenen Aktivitäten beziehen sie ihr Fachwissen zur Pathogenese, Gerontologie, Psychiatrie und Psychologie gezielt mit ein.

### **Wie erleben Sie die Anerkennung von Aktivierungsfachpersonen in den Institutionen?**

Eine Reihe von Institutionen versteht die Aktivierung als wichtigen Bestandteil der Begleitung. Einerseits können durch die Aktivierung die vielfältigen Bedürfnisse von alten Menschen abgedeckt werden, und andererseits entlastet sie die Pflege. Aufgrund der zunehmenden Multimorbidität der alten Menschen im Alters- und Pflegeheim wird nicht nur die Pflege komplexer, sondern auch die Betreuung. An den Ausbildungsstandorten gibt es vonseiten der Institutionen eine steigende Anfrage nach Ausbildungsplätzen.

### **Die Betreuungstaxen in den Institutionen sind allerdings knapp bemessen, und zudem können diese nicht nur für die Aktivierung verwendet werden...**

Aus solchen Gründen setzen Institutionen in der Aktivierung immer wieder auch Freiwillige oder andere Fachpersonen ein. Diese müssten aber zumindest durch diplomierte Aktivierungsfachperson begleitet und unterstützt werden. Zudem ist vielen Aktivierungsfachpersonen nicht bewusst, dass sie auch KVG-pflichtige Leistungen erbringen. Gemeinsam mit Besa Qsys sind wir jetzt dran, entsprechende Weiterbildungen zu konzipieren.

### **Dies erfordert eine gute Zusammenarbeit mit der Pflege: Wie beurteilen Sie diese?**

Die Unterschiede zwischen den Institutionen sind sehr gross. In einigen Institutionen gibt es praktisch keinen Austausch zwischen der Pflege und der Aktivierung. In einem grossen Teil der Institutionen nehmen die Aktivierungsfachpersonen an einzelnen Rapporten teil. Und dann gibt es Institutionen, wo die Zusammenarbeit sehr gut funktioniert: Pflege und Aktivierung dokumentieren gemeinsam ihre Leistungen, setzen gemeinsame Ziel fest und kommen regelmässig zu Rapporten zusammen. Es gibt auch Institutionen, wo die Aktivierung bewusst Teil der Geschäftsleitung ist.

### **Wichtig ist, dass sich Pflege und Aktivierung auf Augenhöhe begegnen?**

Ja, genau. Gut wäre auch, wenn wir vermehrt bei Eintritts- oder Angehörigengesprächen dabei sein könnten. Für Angehörige kann es entlastend sein, wenn sie wissen, dass ihre Mutter oder ihr Vater in der Alltagsgestaltung unterstützt wird. Zusätzlich könnte eine entsprechende Beziehung auch hilfreich sein, um Angehörige bei Fragen oder Sorgen in der Begleitung gezielt zu unterstützen.

### **Wo liegen weitere Tätigkeitsfelder von Aktivierungsfachpersonen – gerade auch ausserhalb der Institutionen?**

Aktivierungsfachpersonen arbeiten zum Beispiel auch in Geriatriespitalern, in der Psychiatrie, in Reha-Kliniken sowie in Institutionen für Menschen mit Beeinträchtigungen. Vermehrt machen sich Aktivierungsfachpersonen zudem selbstständig und gestalten Angebote für Menschen mit Unterstützungsbedarf, die zu Hause leben. Mit Spannung warten wir deshalb auch auf den Gesetzesentwurf «Ergänzungsleistungen für Betreutes Wohnen».

### **Sie sehen also gerade auch in einer immer stärker sozialräumlich ausgerichteten Betreuung und Begleitung ein Tätigkeitsfeld für Aktivierungsfachpersonen?**

Fachpersonen können zum Beispiel im Sozialraum unterschiedlichste gerago-

**«Wenn man Gesundheit ganzheitlich versteht, können Aktivierungsfachpersonen einen wichtigen Beitrag leisten, damit Menschen sich als gesund erleben können.»**

**Manuela Röker**

gische Angebote gestalten, vom Bewegungsangebot bis hin zu Erzählcafés. Wichtig sind aber auch Begleitungen bei den Menschen zu Hause: Betagte Menschen ziehen sich oft zurück und brauchen Ermutigung und Unterstützung, um am gesellschaftlichen Leben teilzunehmen. Angebote im häuslichen Bereich können zusätzlich Angehörige entlasten.

### **Gerade im Sozialraum ist die interprofessionelle Zusammenarbeit gefragt ...**

Aktivierungsfachpersonen arbeiten mit vielen verschiedenen Berufsgruppen und Freiwilligen zusammen. Auch aus dem Bereich der Sozialen Arbeit: Wir Aktivierungsfachpersonen bringen dabei das Fachwissen mit über Menschen mit Beeinträchtigungen, zum Beispiel mit Demenz, und können aufzeigen, wie es gelingt, dass sie an Aktivitäten teilnehmen können. Aktivierungsfachpersonen können einen wichtigen Beitrag leisten, die Institutionen in den Sozialraum zu öffnen. Dafür brauchen die Fachpersonen entsprechenden Handlungsspielraum, das heisst, sie müssen auf Augenhöhe mit der Pflege den Bereich weiterentwickeln. ■

#### **AUSBILDUNG UND BERUFSVERBAND**

Der erste Bildungsgang zur diplomierten Aktivierungsfachfrau HF oder zum diplomierten Aktivierungsfachmann HF startete im Jahr 2008 an den Höheren Fachschulen in der Deutschschweiz und 2010 im Tessin. Zuvor, seit den 1970er-Jahren, gab es Ausbildungskurse zur Aktivierungstherapeutin oder zum Aktivierungstherapeuten. Im Oktober 1990 wurde der Verband der Aktivierungstherapeutinnen (SVAT) gegründet, der sich seither für die berufsspezifischen Bedürfnisse seiner Mitglieder einsetzt. Eine wichtige Aufgabe des Verbands besteht darin, die Bedeutung der Tätigkeit von Aktivierungsfachpersonen für den Sozial- und Gesundheitsbereich noch besser bekannt zu machen.

\* Manuela Röker, dipl. Aktivierungsfachfrau HF und MAS Palliative Care, ist Co-Präsidentin des Schweizerischen Verbands der Aktivierungsfachfrauen und -männer. Sie arbeitet heute als Dozentin zu den Themen der Aktivierung und Palliative Care. Zuvor war sie als Aktivierungsfachfrau HF in Alters- und Pflegeheimen tätig

# Berner Behindertengesetz als Chance



Therese Zbinden ist Präsidentin des Verbands Socialbern.

Foto: Privat

«Mit der Abkehr von Pauschalbeiträgen steigt die unternehmerische Verantwortung. Die Institutionen müssen sich darauf vorbereiten.»

Endlich! Nach langjähriger Vorbereitung tritt im Kanton Bern in knapp einem Jahr, am 1. Januar 2024, das neue Behindertenleistungsgesetz in Kraft. Dieses stellt die Menschen mit behinderungsbedingtem Unterstützungsbedarf ins Zentrum. Mit dem Wechsel zur Subjektfinanzierung können diese Menschen zwischen unterschiedlichen Angeboten und Leistungserbringenden wählen. Die Kostengutsprache basiert auf einer standardisierten Bedarfsabklärung. Zur Finanzierung der Infrastruktur erhalten die Institutionen künftig eine Pauschale des Kantons. Vom Systemwechsel noch ausgeschlossen sind die Werkstätten.

Socialbern, der Verband für stationäre, teilstationäre und ambulante Institutionen und Sozialfirmen im Kanton Bern, begrüsst die Ziele und Inhalte des neuen Gesetzes ausdrücklich. Damit werden Selbstbestimmung und Teilhabe von Menschen mit Behinderungen deutlich gestärkt. Die bedarfsgerechte Finanzierung der Leistungen ermöglicht den Dienstleistenden eine noch gezieltere Weiterentwicklung ihrer bereits heute vielfältigen Angebote.

Mit der Abkehr von Pauschalbeiträgen steigt die unternehmerische Verantwortung, entsprechend müssen sich die Institutionen auf diesen Wechsel vorbereiten. Hierfür braucht es verlässliche Rahmenbedingungen. Mit Besorgnis betrachten wir zehn Monate vor der Einführung, dass konkrete Informationen zur Höhe der Abgeltungsbeiträge des behinderungsbedingten Bedarfs, zu den Steuerungsparametern rund um die Versorgungsplanung und damit zur Rechtssicherheit bezüglich Anerkennung noch immer ausstehen. Mit Nachdruck hat sich der Verband Socialbern für rasche Klärungen und verlässliche Übergangsbestimmungen eingesetzt und sich zusammen mit der Kantonalen Behindertenkonferenz (KBK) für ein gemeinsames Monitoring der Umsetzung starkgemacht.

Bei Socialbern sind wir überzeugt, dass mit dem neuen Gesetz Bewährtes weitergeführt und Neues entwickelt werden kann. Diese Chancen einer zeitgemässen Behindertenpolitik gilt es zu nutzen!

Der Verband Socialbern wird – auch zur Stärkung der Selbstbestimmung von Menschen mit Behinderungen – seine Rolle als relevanter Partner für Kanton und Dienstleistende auch in der Umsetzungsphase aktiv wahrnehmen. ■



# Profis in Care Hand in Hand

Mit unserem Care-Angebot gewinnen Sie kostbare Zeit. Auch unser Vollsortiment mit über 25 000 Artikeln lässt keine Wünsche offen. Ob Teller, Frischprodukte, Food, Getränke oder Verbrauchsmaterial: Bei uns finden Sie alles zu Toppreisen, Hand in Hand mit kompetenter Beratung.

[transgourmet.ch/care](https://transgourmet.ch/care)



## Lobos4 – Bausteine für eine effiziente Verwaltung

Unsere Software Lobos4 bietet die grösste Modulvielfalt und unsere Mitarbeitenden verfügen über jahrelang gewachsenes Knowhow – beides für die effiziente Verwaltung Ihrer sozialen Institution. Mit den aktuellsten Werkzeugen entwickelt und einem komplett neuen Design steht Lobos4 plattformübergreifend zur Verfügung.

So gewinnen Sie immer: Zeit und Geld natürlich, aber auch Freude an der Arbeit.